

Deutsche Rundschau

*Herausgegeben
von Rudolf Pechel
unter Mitwirkung von
Paul Fechter*

August 1941

Aus dem Inhalt: Pechel: Bei Dr. Leete / Graf
v. Wedel: Generalfeldmarschall von Hindenburg und
die Gründung des polnischen Staates / Bergsträsser:
Nikolsburg / Taube: Caesar Franck / Hochheimer:
Probleme um Mann und Frau / Rilke: Brief an Au-
gust Sauer / Uhemm: Die Aufgabe. Erzählung /
Fechter: Theaterausklang

Deutsche Rundschau

Herausgeg. von Rudolf Pechel unter Mitwirkung von Paul Fechter
Gegründet im Jahre 1874 – Preis je Heft 1.– RM.

Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang. Jahresabonnement 12. – RM für 12 Hefte zuzügl. ortsüblicher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsbesen. Viertelsjährl. 3. – RM. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt. Schriftleitung: Berlin-Grünwald, Hohenzollerndamm 59/60. Postfachkonto Berlin 59501. Verlag Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin/Leipzig.

67. Jahrgang

August 1941

INHALTSVERZEICHNIS

Rudolf Pechel: Bei Dr. Leete	41
Botschafter a. D. Graf Botho von Wedel: Generalfeldmarschall von Hindenburg und die Gründung des polnischen Staates	45
Ludwig Bergsträsser: Nikolsburg	50
Lebendige Vergangenheit: Friedrich Rückert	55
Lotte Taube: Caesar Franz	57
Wolfgang Hochheimer: Probleme um Mann und Frau	62
Rundschau	65
Rainer Maria Rilke: Brief an August Sauer	70
Hildegard Ahemm: Die Aufgabe. Erzählung	72
Paul Fechter: Theaterausklang	75
Literarische Rundschau:	
Ferdinand Joseph Schöningh: Altdeutsche Meisterholzschnitte	79
Klaus Herrmann: Schauspielerebildnisse	80
Rudolf Pechel: Eine Beichte	81
Die Bibel neu	81
Klassiker	81
Literaturwissenschaft	82
Erzähltes	84

Bei Dr. Leete

„Bewahre, die himmlischen Wolken sind's, der Müßigen göttliche Mächte,
Die Gedanken, Ideen, Begriffe, die uns Dialektik verleihen und Logik,
Und den Zauber des Wortes, und den blauen Dunst, Übertölpelung, Floskeln
und Blendwerk.“ Aristophanes, „Wolken“.

Am Abend des 30. Mai 1887 begab sich Julian West, ein dreißigjähriger Angehöriger der Bostoner Plutokratie, in ein Zimmer, das unter seinem Hause lag. Es war mit dicken Wänden versehen, die ebenso wie der Fußboden mit hydraulischem Zement belegt waren, von hermetisch aneinanderschließenden Steinplatten gedeckt und mit durch eine eiserne, mit einer dicken Lage von Asbest überzogenen Tür verschlossen. Dieses Zimmer hatte West sich anlegen lassen, um seiner starken Schlaflosigkeit zu steuern. Aber selbst die Ruhe und völlige Abgeschlossenheit dieses unterirdischen Raumes genügten nicht. West ließ sich auch am Abend des 30. Mai, ebenso wie sonst mit ziemlicher Regelmäßigkeit, von einem Magnetiseur einschläfern und versiel in einen tiefen Schlaf, aus dem ihn früh am nächsten Morgen zu wecken er seinen schwarzen Diener Sawyer, der nach Anweisung des Magnetopathen das Aufwecken verstand, geheißen hatte.

Julian West erwachte in einer völlig fremden Umgebung und wurde von seinem Gastgeber, einem Arzt namens Dr. Leete, vorsichtig und allmählich darüber belehrt, daß sein Schlaf, der infolge einer zu starken Dosis Magnetismus zum Starrkrampf geworden war, 113 Jahre gedauert, er selbst den Brand seines Hauses verschlafen habe, bei dem der einzige Mitwisser um das geheime Zimmer, sein Negerdiener, ums Leben gekommen war — der Magnetiseur war noch am gleichen Abend des 30. Mai 1887 in eine andere Stadt verzogen. Bei geplanten Neubauten hatte Dr. Leete das Zimmer und ihn darin im Starrkrampf liegend aufgefunden und ihn wieder ins Leben zurückgebracht. Man schrieb das Jahr 2000.

Während der langen Jahre seines Schlafes hatte sich die Welt grundlegend geändert, und das goldene Zeitalter der Menschheit war angebrochen. Alle die Irrtümer, die im 19. Jahrhundert die Menschen gehegt hatten, alle Nöte, unter denen sie gelitten, aller Streit, der die Völker und die Klassen gegeneinander gehegt hatte, waren überwunden. In Amerika war inzwischen die soziale Frage restlos durch die Einführung eines allumfassenden Staatskommunismus gelöst worden. Die Nation hatte erkannt, daß Handel und Gewerbe, die Grundlagen für den Lebensunterhalt des Volkes, das wesentlichste Geschäft des Staates seien, und hatte beschlossen, sie ebensowenig Privatpersonen zu überlassen wie die Funktionen der politischen Regierung. Der Staat hatte sich des Grund und Bodens, des gesamten Produktionsapparates, aller erzeugten Güter und ihrer Verteilung bemächtigt: die totale Nationalisierung war also durchgeführt. Die Nation war der einzige Kapitalist, der einzige Unternehmer, der letzte Monopolist, an dessen Gewinn und Ersparnis alle Bürger teilhatten. Das Prinzip der allgemeinen Wehrypflicht war auf die Arbeiterfrage übertragen, und alle Bürger waren Arbeiter, die nach den Bedürfnissen der Allgemeinheit auf die verschiedensten Lebensbezirke verteilt wurden. Kauf und Verkauf waren als unsittlich und gesellschaftsfeindlich erkannt, da sie ja im Grunde auf der Übervorteilung des einen durch den andern beruhten. Weil nun die Nation der einzige Produzent war, der alles in

seiner Hand vereinte, brauchte ein Handel zwischen den einzelnen Individuen nicht mehr stattzufinden. Infolge der ungeheuren Ersparnisse durch die Vereinigung aller Produktions- und Verteilungsmittel in einer Hand, konnte der Staat jedem Bürger von Beginn seines Lebens bis zu seinem Tode nicht nur ein auskömmliches, sondern ein behagliches Leben vermitteln. Die nationale Arbeitsdienstpflicht dauerte vom 21. bis zum 45. Lebensjahre. Nach einer selbstverständlich allen gemeinsamen Erziehung hatte jeder drei Jahre Dienst als einfacher Arbeiter zu leisten und wurde dann in dem Zweige des Lebens beschäftigt, für den ihn seine Fähigkeiten besonders geeignet machten: als Hand- oder Kopfarbeiter, als Gelehrter, als Arzt, als Landmann, als Künstler usw. Vom 45. Lebensjahre an war jeder sein eigener Herr und konnte sein Leben nach seinen Neigungen gestalten, dabei unterlag er noch bis zum 55. Jahre der Möglichkeit einer Einberufung bei besonderen Anlässen. Vor dem 31. Jahre gelangte niemand in eine Stellung, in der er anderen befehlen konnte. Die Leiter und Beamten des Staates wurden aus den besonders Befähigten der Altersklassen über 45 Jahre genommen. Alle Glieder dieses riesigen Heeres der nationalen Arbeit erhielten die gleiche Entlohnung. Nicht in Geld, das längst abgeschafft war, sondern in Form von Kreditkarten. Da die Nation die einzige Hüterin alles Reichtums war, war aller Mangel beseitigt, aber auch jede Anhäufung von Reichtum verhindert. So wurde dem Giftbaum des Eigennuzes die Wurzel abgeschnitten, der wie Jonas' Kürbisranke an einem Tage verwelkte. Da jeder sein gutes Auskommen hatte, niemand Schätze anhäufen oder mehr als der andere verdienen konnte, fehlte jeder Anreiz zu unlauterem Handeln. Die allgemeine Moral stand auf großer Höhe, da jeder den Dienst an der Gemeinschaft als das sittliche Prinzip seines Handelns empfand und anerzogen erhielt. Wie früher den Soldaten in den Heeren alter Zeiten der Patriotismus zu den höchsten Leistungen trieb, so im neuen Staate die Verbundenheit mit der und die Verpflichtung an die Allgemeinheit. Als einzige Feinde des Volkes galten der Hunger, die Kälte und die Blöße. Da dem glorreichen Beispiel Amerikas auch die meisten anderen Staaten der Welt gefolgt waren, gab es keine Kriege mehr, und der Gütertausch der ganzen Welt war nach einer genialen Wirtschaftsvernunft bargeldlos geregelt. Die Solidarität der Gattung und die Verbrüderung der Menschheit waren nicht mehr schöne Phrasen, sondern bedeuteten in der neuen Gesellschaft ebenso reale und ebenso starke Bande wie die Blutsverwandtschaft. Die Tatsache, daß jemand ein Mensch war, ein Ebenbild Gottes, verbürgte das Recht, vom Tische der Nation reichlich und gut zu speisen. Da der Eigennuz ausgerottet war und alle Möglichkeiten seiner Entfaltung mit ihm, gab es kaum noch Verbrechen, kurzum der Charakter der Menschheit hatte sich grundlegend geändert. Der Zustand, daß die Regierungen der einzelnen Völker „bei dem geringsten internationalen Mißverständnis die Leiber ihrer Bürger mit Beschlag belegten, sie zu Hunderttausenden dem Tode und der Verstümmelung preisgaben und die Reichtümer der Nation wie Wasser vergeudeten“, gehörte der Vergangenheit eines barbarischen Zeitalters an.

Über alle Einzelheiten dieses paradiesischen Zustandes plauderte Dr. Leete in der anziehendsten Form mit Julian West, und dieser konnte die Irrtümer und Sünden seiner eigenen Zeit schlechterdings nicht mehr begreifen. Er erlebte im Jahre 2000 einen Angsttraum, daß sein neues Erleben nur ein Traum und sein früheres Leben für ihn noch Wirklichkeit wäre. Aber er bedauert, daß der Angsttraum nicht die Wirklichkeit und die neue schöne Wirklichkeit nicht der Traum gewesen sei, weil er dann die schönere Aufgabe gehabt hätte, die Sache der ge-

Kreuzigten Menschheit gegen ein höhrendes Geschlecht zu verfechten, als im Jahre 2000 aus Quellen zu trinken, die er nicht erschlossen, und von Bäumen zu essen, deren Pfleger er einst gesteinigt habe. Julian West war also ohne Rest glücklich, um so mehr als ein schönes und feines Mädchen ihm noch die Hand zur Ehe reichte.

Für uns bleibt der Gedanke tröstlich, daß wir im Jahre 1941 trotz Bezugschein und Ablösung des Goldes als Wert immerhin noch 59 Jahre von diesem Idealzustand entfernt sind — denn in der Wirklichkeit würde er ja ganz andere Konsequenzen haben, als Edward Bellamy (1850—1898), der Schöpfer des Dr. Leete und des Julian West, in seinem 1888 erschienenen Buche „Looking Backward“, in der deutschen Übersetzung unter dem Titel „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000“, einer schönen Utopie, sich erträumt hat.

Die Utopie gehört wirklich zu den reizvollsten Spielen der menschlichen Phantasie, und in ihr können sich geistige Kräfte und ethische Werte frei tummeln, die im Raume der harten Wirklichkeit sich blutig zu stoßen pflegen. Bekanntlich ist Plato der Vater der Utopie mit seiner Gelehrtenrepublik. Den Namen erhielt die Gattung von Thomas Morus' Roman „Utopia“ (Nirgendwo), der im Jahre 1516 erschien. Auf seinen Spuren wandelten Campanella mit seinem Sonnenstaat, Francis Bacon mit seiner Nova Atlantis, Cyrano von Bergerac mit seinen Mondstaaten und Sonnenreichen. Nach dem Vorbild des Aristophanes, des geistvollsten politischen Dichters aller Zeiten, versuchten auch Dichter wie der deutsche Johann Valentin Andreae und in andern Ländern Tarrasson und Morelli sich in dieser anspruchsvollen Form, in der sich ferner Cabet, Neutter, William Morris, Herxka, Berta von Suttner und H. G. Wells ergingen.

Die Utopie wurde in erster Linie als politische Satire benutzt: überraschende Paradoxien und Schilderungen von erreichten Idealzuständen dienten zum vergrößernden Spiegel der Mängel des eigenen Daseins, die man mit scheinbarem Ernst, scheinbarer Logik und ernstgemeinter Satire geißelte. Die geistvollste aller Utopien ist die Schrift von Morus, die mit einer Fülle genialer Einfälle, mit verdeckten Anspielungen, heimlichen Bosheiten und bewussten Übertreibungen vorhandene Zeitfehler in ihrem riesengroßen Spiegelbild der Lächerlichkeit preisgab.

Solches wirklichkeitsferne Spiel ist etwas sehr Feines. Aber die Utopie hat auch noch eine andere Seite: wenn der Weltverbesserer wirklich daran geht, seine von der Wirklichkeit abgelösten Träume in die Realität umzusetzen, so bringt er namenloses Elend über die arme Menschheit. Zu Bellamys Zeiten konnte man wohl mit solchen Gedanken spielen — die Zeit der Wiedertäufer lag zu weit ab, als daß man diesen Versuch, eine Utopie Wirklichkeit werden zu lassen, noch in seiner ganzen Furchtbarkeit begriffen hätte. Bellamy wurde ernst genommen: sein Roman erlebte Riesenauflagen, und in Amerika bildete sich eine Nationalpartei, die seine Ideen in die Wirklichkeit umsetzen wollte, und ein immerhin seriöser Mann wie Richard Michaelis fühlte sich gedrungen, in seiner Antwort auf Bellamys Roman mit dem Titel „Ein Blick in die Zukunft“ den exakten Nachweis ihrer Fehlkonstruktion zu erbringen.

Goethes hartes Wort: „Jedlichen Schwärmer schlägt mir ans Kreuz im dreißigsten Jahre“, hat schon seine tiefe Berechtigung. Utopie ist Kritik an bestehenden Zuständen, bei Bellamy am plutokratischen System. Die Kritik ist die Stärke der Utopie. Ihre Schwäche wie die jeder reinen Theorie und beider Gefahr werden offenbar, wenn Utopisten versuchen, statt mit Worten mit Taten zu wirken. Ihre in der Luft schwebenden Gedankengänge verstoßen gegen die Naturgesetze, denen

alles irdische Geschehen, das staatliche wie das wirtschaftliche Leben unterworfen sind. Deshalb enden die Versuche auf Weltverbesserung in ihrem Gegenteil.

Ein Bellamy unserer Tage würde einen Schläfer aus dem Jahre 1887 nicht im Jahre 2000, sondern im Jahre 1941 erwachen lassen. Sein Dr. Leete würde im Flüstertone nach scheuem Umherblicken und sorgfältigem Abschließen der Tür dem neuen Julian West Kunde von einer Wirklichkeit gewordenen Utopie geben, die freilich ganz anders aussieht als die von Bellamy erträumte.

Unter der falschen Losung einer neuen Weltordnung gelangt eine Schicht von Verbrechern und Untermenschen zur Herrschaft. Der Terror ist die einzige politische Weisheit, Grausamkeiten fürchterlichster Art, Erbarmungslosigkeit gegen physisches und seelisches Leiden, körperlicher und seelischer Mord, die Aufhebung der menschlichen Grundrechte, die Überantwortung an eine skrupellose, vertierte Mörderbande, die jeden ohne Grund und ohne Verfahren ins Gefängnis werfen und zu Tode martern kann, sind in dieser Utopie Selbstverständlichkeiten. Den Herrschenden fehlt jedes Gefühl für göttliches und menschliches Recht, und das Rechtsgefühl wird in den Seelen der ihnen Preisgegebenen ebenso vernichtet wie der Glaube an den Herrgott. Einzig Verbrechernaturen und Wahnsinnige oder die hoffnungslos Dummten und die feige Masse der Mitläufer, denen es gleich ist, auf welch stinkendem Feuer ihr Süppchen kocht, und die Unrecht nur Unrecht nennen, wenn es ihnen selbst zugefügt wird, sind die Handlanger der Despoten, alle andern führen ein dumpfes Sklavenleben. Der Mißbrauch aller großen Begriffe, die Lüge schlechtthin als einziges Verkehrsinstrument, die Entehrung der Wissenschaft, die Schändung der Sprache, die systematische Züchtung der Charakterlosigkeit, die Entrechtung aller, die nicht zur regierenden Partei gehören, die Zerstörung der Familie, Heere von verwahrlosten Kindern und ein grenzenloses Elend physischer und seelischer Art sind das Ergebnis dieses grauenvollen Experimentes mit Menschen als Vivisektionstieren, ausgeführt von Wahnsinnigen, Verbrechern, Sadisten, gewissenlosen Konjunkturrittern und Säufern. Eine vollendete Versklavung bis zur jammervollsten Erniedrigung vor Bestien und Dummköpfen mit der einzigen Fähigkeit, täglich grundlegende Klischees zu reden, die in normalen Zeiten vor das Halsgericht, ins Irrenhaus oder unter die Oberfläche der Menschheit gehörten, sind die Früchte dieses Systems.

Die völlige Abschnürung eines ganzen Volkes von der gesitteten Welt, die tägliche Lüge von Presse und Rundfunk, die systematische Primitivierung und Verdummung eines ganzen einst guten und hochstehenden Volkes, Millionen von unter grauenhaften Martern Hingeschlachteter und noch mehr Millionen Verhungarter und zum Vegetieren Verelendeter gehören zum Bild der neuen Utopie. Sie wurde gepriesen als das Paradies der Werktätigen, in Wahrheit hat man die Arbeiter des Kopfes durch rücksichtslosen Mord ausgerottet und die Masse der Handarbeiter zu armseligen Robotern erniedrigt. Man kann sie zu jedem Dienst, auch dem im Kriege, zwingen, weil sie keine Vergleichsmöglichkeit mit normalen Zuständen und menschenwürdigem Dasein haben und ihr Sklaventum für die einzig mögliche Lebensform halten und wegen der Ausrottung des Christentums von höheren Werten, nach denen anständiges Leben sich ausrichtet, nichts vernommen und vom Evangelium entweder nichts oder nur durch Lüge und Verächtlichmachung erfahren haben.

Aber auch in diese Utopie und in das Reich der Lüge bricht die Wirklichkeit. Es ist ein hartes Gesetz der Geschichte, daß jedes Volk für sein Regime, auch wenn es durch unmenschliche Leiden und unvorstellbaren Terror zu seiner Dul-

bung gezwungen wurde, zu büßen hat. „Quidquid delirant reges, plectuntur Achiivi.“ Denn jedes Volk bleibt verantwortlich für die Regierung, die es trägt, und muß seine Strafe zahlen für alle Untaten seiner Despoten, die die Steine zum Reden hätten bringen müssen, wenn den Menschen die Angst die Zunge lähmte.

Ein Bellamy mit Sinn und Gefühl für die Realität würde seinen Julian West nicht im Boston des Jahres 2000 erwachen lassen, sondern 1941 — in Sowjetrußland.

BOTSCHAFTER A. D. GRAF BOTHO VON WEDEL

Generalfeldmarschall von Hindenburg und die Gründung des polnischen Staates

In dem im vorigen Jahre erschienenen Buch von Harald Schapp „Die Entstehung des polnischen Königreiches am 5. November 1916, ein mitteleuropäisches Problem“ (Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung) behandelt der Verfasser die Entwicklung der polnischen Frage und kommt auf die verschiedenen Pläne zur Lösung dieses Problems, die er einer kritischen Betrachtung unterzieht. Wenn er die schließlich gewählte Lösung, nämlich die Schaffung eines autonomen polnischen Staates, als eine unglückliche ansieht, so kann man ihm nur beipflichten. Der Verfasser kommt dann zu der Frage, wer der Urheber des Entschlusses sei, und belastet einseitig den Reichskanzler von Bethmann-Hollweg unter Berufung auf Ludendorff, wonach die Besprechung der deutschen und österreichischen Staatsmänner am 10. bis 12. August 1916 zu dem Beschluß der Errichtung des polnischen Staates geführt habe, so daß Hindenburg und Ludendorff, als sie Ende August 1916 die Oberste Heeresleitung übernahmen, ein fait accompli vorfanden. Diese Ausführungen veranlassen mich im Interesse der geschichtlichen Wahrheit zu folgenden Feststellungen:

Fürst Bülow schreibt in seinen Denkwürdigkeiten Band III, Seite 247: „Ihrer üblen Gewohnheit entsprechend, haben sich Bethmann und Jagow, als sich nur zu bald die schlimmen Folgen der Errichtung eines selbständigen polnischen Staates herausstellten, bemüht, die Verantwortung für ihre kopflose Aktion auf andere, in diesem Falle auf den Feldmarschall Hindenburg und seinen Generalstabschef Ludendorff, abzuschieben. Als sich mein langjähriger Freund und Kollege, der Kultusminister Studt, bei dem Feldmarschall brieflich erkundigte, ob an dieser Entschuldigung etwas Wahres wäre, richtete Hindenburg am 24. September 1917 den nachstehenden Brief an ihn, den ich im Original in der Hand gehabt habe, und von dem ich mir mit Ermächtigung des Staatsministers Studt eine Abschrift nahm:

„Wie ich höre, hat man in Berlin das Gerücht verbreitet, die Schaffung des Königreiches Polen sei auf meinen und Ludendorffs Wunsch hin erfolgt. Ich bitte, diese Unrichtigkeit gütigst bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu widerlegen. Das Königreich Polen ist am 12. und 13. August 1916 zwischen Bethmann und Burian beschlossen worden. Erst am 29. August wurde ich Chef des

Generalstabes und erfuhr noch einige Zeit später die Schaffung dieser Mißgeburt, als Beseler zu einer Besprechung nach Plesß herüberkam. Er versprach uns damals bis zum Frühjahr 1917 an ausgebildeten polnischen Truppen als Folge der Schaffung des Königreiches fünf Divisionen bei freiwilligem Eintritt, eine Million bei allgemeiner Wehrpflicht. Dieser Zuwachs konnte uns für 1917 nur erwünscht sein, und wir haben daher lediglich auf diese Neuformationen wiederholt hingewiesen und gedrückt. Wie sehr Beseler geirrt hatte, beweist die Tatsache, daß in diesem Sommer erst dreitausend Polen in der polnischen Legion standen, die übrigen waren von Österreich eingeschmuggelte Galizier, die nur hinter der Front verwandt werden konnten. Das ist meine und Ludendorffs wahre und einzige Beziehung zum Königreich Polen. Die oberste Heeresleitung wurde immer vorgeschoben, wenn man fühlte, eine Dummheit begangen zu haben. Und forderten wir dann Richtigstellung durch die Presse, dann hieß es: die OHL. dürfe nicht der öffentlichen Kritik preisgegeben werden.“

Dieses das Schreiben des Feldmarschalls an Staatsminister Studt, wie Fürst Bülow es angibt. Bülow benutzte sodann in seinen Denkwürdigkeiten auch diese Gelegenheit, um in gehässiger Weise das Andenken an den verstorbenen Reichskanzler von Bethmann herabzusetzen, ihm vorwerfend, daß er die eigenen Fehler durch unwahre Behauptungen auf andere unbeteiligte Personen abzuwälzen suchte.

Ich habe fast genau sieben Jahre, von Anfang 1910 bis gegen Ende 1916, der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes angehört und war zudem Personalreferent, was mich sehr oft mit dem Reichskanzler zusammenführte. Ich habe daher Herrn von Bethmann gut gekannt. Er war ein vornehmer Mann, der immer gerade Wege ging, krumme lehnte er ab.

Die Gründung des polnischen Staates hat längere Zeit zur Diskussion gestanden. Bethmann hatte ernste Bedenken verschiedener Art; erst nach langem Zögern hat er sich dazu entschlossen, wobei Wünsche und Drängen von stark ins Gewicht fallenden Seiten eine bedeutende Rolle gespielt haben. Ich habe die Gründung des polnischen Staates am 5. November 1916 noch in Berlin erlebt. Kurz vor dem am 21. November 1916 erfolgten Ableben Kaiser Franz Josephs erfolgte in Wien die Anfrage, ob meine Ernennung zum Botschafter daselbst genehm sei, und ich habe nach erfolgter Zustimmung meinen Posten sofort angetreten. In der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes waren wir über die Frage der polnischen Staatsgründung natürlich orientiert. Mich selbst hat besonders der im vorigen Jahr verstorbene Staatssekretär Zimmermann, der damals Unterstaatssekretär war, dauernd über den Stand der Frage genau informiert. Zimmermann, der ebenso wie Jagow kein Freund des Gedankens war, sagte mir, Bethmann sei zwar nicht unbedingt ablehnend, sehe aber große Gefahren voraus, doch mache ihm das lebhaft eintreten Ludendorffs für diese Gründung starken Eindruck. Von Ludendorff seien mehrere Schreiben eingegangen, welche die Errichtung des polnischen Staates lebhaft befürworteten, in dem letzten Schreiben dränge Ludendorff fast ungeduldig auf die baldige Durchführung des Gedankens. Bei dem großen Vertrauen, welches Bethmann zu Hindenburg und Ludendorff habe, stehe er mit Ober-Ost in Verbindung und schenke den dortigen Ansichten und Wünschen eine besondere Beachtung. Bethmann hoffte so sehr, daß Hindenburg an Stelle Falkenhayns zum Chef des Generalstabes ernannt würde, und suchte besonders den Kabinettschef, Freiherrn von Lynker, dafür zu gewinnen, was endlich am 29. August zum Erfolg führte, wobei Bethmanns Mitwirkung auch von General v. Seeckt „Aus meinem Leben 1866 – 1917“ anerkannt wird.

Die Gründung des polnischen Staates ist am 12. und 13. August 1916 zwischen Bethmann und Burian beschlossen worden, und Feldmarschall von Hindenburg wurde etwa vierzehn Tage später zum Chef des Generalstabes ernannt. Wenn aber darin ein Beweis gesehen wird, daß eine Mitwirkung von Ober-Ost in der polnischen Frage nicht denkbar war, so beruht das auf einem Irrtum. Diese Mitwirkung erklärt sich aus dem besonderen Vertrauensverhältnis zwischen Reichskanzler und Ober-Ost.

Der in Bülow's Denkwürdigkeiten veröffentlichte Brief Hindenburgs an Studt veranlaßte eine große Berliner Zeitung, eine sehr kritische Betrachtung über Bethmanns Vorgehen, die der Zeitung zugestellt war, zu veröffentlichen. Bethmann war nicht mehr am Leben, wohl aber der Staatssekretär von Jagow. Dieser setzte unter Beifügung der Zeitung ein persönliches Schreiben an Feldmarschall von Hindenburg auf und wies darauf hin, daß er sich in einem Irrtum befinde, wie sein Schreiben an Staatsminister Studt beweise. Jagow hatte die Briefe Ludendorffs zur Hand und führte in seinem Schreiben an Hindenburg die Äußerungen Ludendorffs in der polnischen Frage im Wortlaut an, nebst Angabe des Datums der betreffenden Briefe. Das ergab eine ganze Reihe Äußerungen Ludendorffs, die schließlich, wie mir Zimmermann gesagt hatte, in einen drängenden Ton übergingen. Da ich Beziehungen in der Umgebung des mir gut bekannten und wohlgesinnten Reichspräsidenten hatte, ersuchte mich Jagow, das Schreiben im Palais des Reichspräsidenten abzugeben und dafür zu sorgen, daß es nicht durch die Bureaus gehe, sondern dem Reichspräsidenten persönlich geschlossen ausgehändigt werde und dabei zum Ausdruck zu bringen, ihm liege lediglich daran, bei seiner Verehrung für den Reichspräsidenten ihn selbst auf den Irrtum aufmerksam zu machen, da dieser Irrtum die ehrenhafte Gesinnung des verstorbenen Reichskanzlers berühre. Er wolle im übrigen über die Angelegenheit schweigen und sie nicht in die Öffentlichkeit bringen mit Rücksicht auf die hohe und verantwortliche Stellung des Feldmarschalls, der ohnehin manche Schwierigkeiten zu überwinden habe.

Ich übergab das Schreiben Jagows an Herrn Oskar von Hindenburg, den Sohn und Adjutanten des Feldmarschalls, mit einigen Andeutungen im Sinne von Jagows Auftrag, behielt mir vor, den genauen Auftrag dem Feldmarschall selbst vorzutragen, da ich mit Sicherheit darauf rechnete, zur Besprechung zum Herrn Reichspräsidenten befohlen zu werden. Ich wurde dann auch nach wenigen Tagen gerufen. Der Feldmarschall erklärte mir, der Inhalt des Briefes Jagows habe ihn sehr überrascht. Er habe von Ludendorffs Briefen nichts gewußt, er habe nicht geahnt, daß Ludendorff mit dem Reichskanzler und Auswärtigem Amt wegen der polnischen Frage Verbindung aufgenommen habe. Ich bemerkte, daran hätten Jagow und ich selbst nach Kenntnisnahme seines Briefes an Studt nicht gezweifelt, ich müsse aber gestehen, daß wir beide bis dahin es für selbstverständlich gehalten hätten, daß Ludendorff in einer so bedeutsamen Angelegenheit die Briefe nur mit Wissen und Zustimmung des Feldmarschalls geschrieben haben könne, und ich sei überzeugt, daß auch Bethmann daran nicht gezweifelt habe. Darauf betonte der Feldmarschall, er wolle Ludendorff keinen Vorwurf machen, einem Mann in seiner Stellung müsse man das Recht einräumen, auch selbständig zu handeln. Der Feldmarschall wollte in seiner vornehmen Gesinnung seinen verdienstvollen Mitarbeiter nicht belasten, sein Urteil war nachsichtig. Wir sprachen noch einige Zeit darüber, und dann erklärte Hindenburg, er stehe nun seit Jahren vor ganz anderen Aufgaben, als er früher in seinem militärischen Beruf gekannt habe. Er

habe neue Eindrücke gewonnen und sehe manches in andrem Lichte. Er habe jetzt ein andres Bild von Bethmann, er urteile über ihn anders als damals. Das möge ich Herrn von Jagow sagen und seinen Dank hinzufügen für die Sendung des Briefes und die vornehme Art, wie Jagow diese Angelegenheit behandelt habe.

Hindenburgs Äußerung über Bethmann war uns sehr interessant.

Die Briefe Ludendorffs werden im Auswärtigen Amt liegen. Wann werden sie der Benutzung für den Historiker freigegeben werden? Das kann vielleicht erst in vielen Jahren erfolgen. Wer Ludendorff gekannt hat, weiß, daß dieser tatkräftige Mann es für seine Pflicht hielt, sich überall einzuspannen, wo er glaubte, im Interesse des Vaterlandes zu handeln.

General von Beseler war von 1915 – 18 Generalgouverneur von Polen. Er mußte also bei Ober-Ost als Sachverständiger in polnischen Fragen gelten. Er hatte aber den Polen ein Vertrauen geschenkt, welches sie nicht verdienten. Erst nachher hat man erkannt, daß er sich geirrt hat, wie Hindenburg an Studt schreibt. Er hatte offenbar Ludendorff völlig überzeugt, da kein Grund vorlag, dem Urteil dieses bewährten Offiziers nicht zu vertrauen. Ludendorff hatte damals keine politischen, sondern nur militärische Ziele im Auge, nämlich die Aufstellung einer großen polnischen Armee. Warum Ludendorff die Sache nicht mit Hindenburg besprochen hat, ist unklar. Vielleicht hatte er das Gefühl, daß Hindenburg Beselers Ansicht zu optimistisch ansah und daß es daher richtiger sei, selbst die Sache energisch in die Hand zu nehmen, um möglichst rasch zum Ziele zu gelangen. Das ist bei der Energie und der temperamentvollen Natur Ludendorffs um so begreiflicher, als ihm der Feldmarschall schon bei mancher Gelegenheit große Selbständigkeit gegönnt hatte, wofür ja auch Hindenburgs Bemerkung mir gegenüber spricht. „Tout comprendre c'est tout pardonner“, sagt der Franzose. Das muß auch in diesem Falle gelten.

Es muß aber betont werden, daß nicht allein Ludendorffs Drängen den Reichskanzler bewogen hat, sich für die Errichtung des polnischen Staates zu entscheiden, sondern in erster Linie der österreichisch-ungarische Außenminister Baron Burian. Dieser traf Mitte August 1916 in Berlin ein, um Bethmann dafür zu gewinnen. Wenn Burian aber etwas durchsetzen wollte, dann ließ er nicht locker, bis er sein Ziel erreicht hatte. Der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin, Prinz Gottfried Hohenlohe, gab Bethmann und Burian ein Frühstück auf der Botschaft im kleinen Kreise, zu dem er auch mich eingeladen hatte. Er erinnerte sich wohl, daß ich in sechsjährigem Aufenthalt in Wien als Botschaftsrat und in Budapest als Generalkonsul Burian gut kannte. Nachher sprach ich mit Hohenlohe über die Sache. Hohenlohe erzählte mir, er habe Burian ganz offen gesagt, er verstehe seinen Entschluß nicht. Galizien werde von Polen und Ukrainern bewohnt, die letzteren hätten nichts zu sagen, die Polen beherrschten Galizien. Wenn in der unmittelbaren Nachbarschaft ein polnischer Staat entstehe, würden die Polen sich anschließen wollen, Österreich sei nicht stark genug, sie zu halten. Galizien aber sei Österreichs größtes Kronland, als Ollieferant und als Kornkammer für Österreich von größter Bedeutung. Burian habe ihm geantwortet, es sei unvermeidlich, er würde von militärischen Kreisen gedrängt, und Mars regiere die Stunde. Also haben auch in Österreich militärische Stellen auf die Gründung des polnischen Staates gedrängt, da sie eine militärische Unterstützung von Polen erhofften. Mit einer Revolution in Rußland war damals nicht zu rechnen. Die Polen sollten helfen, Rußland zu besiegen, um den polnischen Staat zu sichern, denn ein siegreiches Rußland hätte Polen bald wiedergeholt. Rußland mußte also besiegt wer-

den. Da ist nun nach österreichischer wohl zutreffender Ansicht bei uns ein Fehler gemacht worden. Kaum war der polnische Staat gegründet, als man die Polen aufforderte, eine Armee aufzustellen, Freiwillige sollten sich melden. Da erkannten die Polen den Zweck der Staatsgründung und gingen nicht auf die Aufforderung ein. Die Österreicher hatten einen anderen Plan. Sie wollten zunächst ruhig abwarten und nach einiger Zeit vorsichtig anregen, ob nicht die Polen im Interesse ihres Staates helfen könnten, Rußland zu besiegen. Polen aus Galizien waren oft in Wien in hohen Stellungen. Auch in der Armee standen manche hohe Offiziere polnischer Rasse, die sich für die Wiederaufrichtung eines polnischen Staates begeisterten. Sie haben die Gefahr für Österreich nicht erkannt. Sie rechneten wohl mit der austro-polnischen Lösung, denn sie wußten, daß auch in Russisch-Polen eine Anlehnung an Österreich populär war. Man wußte auch dort, daß es den Polen in Galizien sehr gut ging. Besser als in Österreich konnte es ihnen nicht gehen, sie konnten ihre Lage nur verschlechtern, und dennoch waren sie gleich entschlossen zum Anschluß an das neue Polen. Die Polen waren in Österreich die verzogenen Kinder. Auch das ist begreiflich, denn sie waren die bequemsten Untertanen des Kaisers. Die Abgeordneten aus Galizien suchten die Zentralregierung möglichst zu unterstützen. Wenn sie ausnahmsweise mal opponierten, bedurfte es nur eines Wortes des Kaisers, um sie, falls man auf die Angelegenheit besonderen Wert legte, zum Einlenken zu bewegen. Sie suchten grundsätzlich die Wünsche des Kaisers zu berücksichtigen, darauf rechnend, daß es sich für sie lohne, und es lohnte sich. Dafür ein Beispiel. Ich war einst zu Besuch bei einem sehr reichen Großgrundbesitzer in Galizien. Er führte mich durch seinen Park und zeigte mir, daß er ihn im Vorjahre vergrößert habe. Dazu sei es notwendig gewesen, die öffentliche Chaussee zu verlegen, da diese unmittelbar am Park lag und durch seinen Besitz führte. Er habe das selbst in die Hand genommen, seine großen Mittel erlaubten es ihm. Er zeigte mir, wo die alte Chaussee gelegen hatte und wie die neue nun einen kleinen Umweg mache. Dabei sagte er nicht ohne Humor, er habe sich doch einige Sorgen gemacht, daß die Behörden Einspruch erheben könnten, aber die Behörden hätten sich nicht gerührt. Daß ein Privatmann eigenmächtig eine öffentliche Chaussee verlegt, ist nach unseren Begriffen ein unmöglicher Vorgang, der aber auch in Österreich nur in Galizien möglich war, in anderen Kronländern undenkbar. Trotz solcher paradiesischer Verhältnisse, in denen sie lebten, propagandierten die dortigen Polen sofort für den Anschluß an den neuen Staat, also längst vor Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie. Man muß die Mentalität der Polen beachten, um das zu verstehen. Sie haben nicht vergessen, daß sie einst einen selbständigen Staat hatten, und träumten mit Vorliebe von seiner Wiederherstellung. Mit einem Abgeordneten aus Galizien, dem alten Grafen W., einem liebenswürdigen und klugen Mann, habe ich mich oft unterhalten. Auch er schwärmte lange vor dem Weltkrieg mitunter von dem Gedanken einer Wiederaufrichtung des polnischen Staates, zu einer Zeit also, in der keinerlei Hoffnung auf Verwirklichung solcher Träume vorhanden war. Bei solcher Gelegenheit sagte ich ihm scherzend, er könne doch nicht bestreiten, daß die Polen, als sie selbständig waren, nicht verstanden hätten, sich zu regieren. Der Graf antwortete darauf: „Da haben Sie recht!“ Als ich darauf fragte, ob er glaube, sie hätten es mittlerweile gelernt, antwortete der alte Herr: „Nichts haben sie gelernt, gar nichts.“ Worauf ich ihn fragte, ob er trotzdem die Wiederaufrichtung des polnischen Staates wünschen könne. Darauf gab der Graf die wunderliche Antwort: „Ich gäbe die Hälfte meines Vermögens darum, wenn

Polen könnte wiederhergestellt werden, aber mit der anderen Hälfte wanderte ich aus." Das ist typisch für polnische Mentalität. Die Polen berauschten sich in ihren Gefühlen für eine nationale Idee, die der Verstand ablehnt. Ein anderer polnischer Graf, auch ein alter Herr, sagte mir nach dem Weltkrieg, als also der polnische Staat gegründet war: Er müsse sich als Pole der Wiedergeburt Polens freuen, aber er blicke mit großer Sorge in die Zukunft. Polen sei auf Gebieten errichtet, die sehr lange zu Deutschland und Rußland gehört hätten, und in welchen im Westen viele Deutsche lebten, während der Osten überhaupt nicht von Polen, sondern von Kleinrussen und Weißrussen bewohnt sei. Das werde man in Deutschland und Rußland nicht vergessen. Gegenwärtig seien beide Nachbarn Polens ohnmächtig. Das werde sich ändern. Beide würden Polen an Macht später wieder weit übertreffen. Wenn die Polen klug wären, würden sie sich begnügen, ein deutscher Schutzstaat zu sein unter einer gewissen Oberhoheit Deutschlands. Dann könne Polen leben. Aber er kenne seine Landsleute. Jetzt würde sie wieder die Großmannsucht, ihr alter Fehler, erfassen. Er fürchte, daß die Zeit kommen werde, in der Deutschland und Rußland Polen wieder aufteilten. Er gäbe dem neuen Staat dreißig Jahre. Da hat der alte Graf noch zu optimistisch gedacht. Die Polen haben sich mit zwanzig Jahren begnügt.

LUDWIG BERGSTRAESSER

Nikolsburg

Im Einleitungskapitel der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ stellt Jakob Burckhardt der geschichtlichen Darstellung die Aufgabe, ausgehend von dem einzigen bleibenden und für uns möglichen Zentrum, vom duldenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird, das sich Wiederholende, das Typische herauszuarbeiten. Damit ist deutlich genug gesagt, daß nicht einzelne Menschen verglichen werden sollen, denn das ist unmöglich; sie sind in ihren Charakteren so verschieden wie in ihrer Gestalt. Je größer sie sind, desto singulärer sind sie; man kann nicht Goethe und Shakespeare vergleichen, nicht Bismarck und Talleyrand. Beide waren Diplomaten außerordentlichen Ausmaßes, aber ihre Art ist völlig verschieden. Wohl aber kann man vergleichend darstellen, wie Menschen sich in und zu einer bestimmten Situation verhalten; sie werden immer ähnlich auf sie reagieren, und darin eben beruht das sich Wiederholende, das Typische der geschichtlichen Vorgänge. Natürlich gibt es auch hier Unterschiede, und die Fälle, da sich eine Situation so zuspitzt, daß sie die Typen der handelnden Menschen selbst herausarbeitet, so daß der nachschaffende Geschichtsforscher sie nur zu greifen braucht, sind nicht häufig. Um so wertvoller sind sie für den Historiker, der nicht nur Einzelheiten aneinanderreihen, der vielmehr versuchen will, Leben zu gestalten.

Der Leser möge diese einleitenden Bemerkungen, die trocken und unanschaulich sind wie alles Theoretische, entschuldigen; sie wurden für ihn gemacht, damit er nicht enttäuscht werde. Denn es ist nicht unsere Absicht, dem Gang der politischen Verhandlungen, die zum Frieden von Nikolsburg führten, heute, da sich diese denkwürdigen Tage zum 75sten Male jähren, in allen Einzelheiten zu folgen;

wir wollen uns darauf beschränken, darzustellen, wie die wichtigsten der beteiligten Personen sich zu den Ereignissen einstellten und aus welchen Gründen sie handelten, und zwar eben darum, weil dieser Friedensschluß wie kaum ein anderer geeignet ist, alle die Möglichkeiten herauszustellen, die es bei einem Friedensschluß überhaupt gibt. Er ist das Modell eines Friedensschlusses in demselben Sinne, wie Cannä das Modell einer Vernichtungsschlacht ist; die Personen steigern sich über das Individuelle hinaus zum Typischen, zum Bleibenden.

Wer als Sieger einen Frieden verhandeln kann, verdankt dies mit ganz wenig Ausnahmen den militärischen Leistungen seines Landes. Es ist infolgedessen sehr begreiflich, daß die militärischen Führer Anspruch darauf machen, bei den Friedensverhandlungen nicht nur gehört zu werden, sondern mitzubestimmen; dies um so mehr als der Eröffnung der Friedensverhandlungen ein Waffenstillstand vorauszugehen pflegt, der zwischen den Militärs als den Experten verhandelt wird, bei dem die Staatsmänner nur als Berater mitwirken. So auch in Nikolsburg. Es ist verständlich, daß die Militärs an Friedensverhandlungen herangehen auf Grund der Erfahrungen, die sie unmittelbar zuvor gemacht haben. Sie denken an die Möglichkeit eines späteren Krieges mit demselben Gegner, um so mehr als sehr oft in der Geschichte ein erster Erfolg in einem weiteren Kriege hat verteidigt werden müssen. Die schlesischen Kriege Friedrichs des Großen sind nicht ein einzelnes Beispiel. So handeln die Militärs nur konsequent von ihrem Standpunkt aus, wenn sie sich für die Zukunft eine möglichst günstige Position sichern wollen. Deshalb haben die Militärs in Nikolsburg zunächst die Annexion von Sachsen gewollt als des natürlichen und besten Aufmarschgebietes gegen die habsburgische Monarchie; Moltke meinte, Preußen müsse sich bis zum Erzgebirge ausdehnen. Andere Militärs gingen noch weiter. So befürwortete Prinz Friedrich Karl die Erwerbung eines Glacis vor den sächsischen Bergen und schlug als solches Reichenberg, Karlsbad und das Egertal vor. Es ist der typische Gedanke der Militärs, eine neue Grenze durch ein Vorland, ein geeignetes Aufmarschgebiet oder eine besonders starke Festung zu sichern. 1871 setzten die Militärs deshalb die Einbeziehung von Metz durch. Es ist die Militärpolitik des römischen Reiches, die dann in Pannonien und am Limes endet, weil die Kräfte zu weiterem Vordringen und Halten nicht reichen. Im Augenblick eines Sieges, eines so entscheidenden gar wie des von Königgrätz, sehen sie keine Gefahr darin, den Krieg noch weiter fortzusetzen; im Gegenteil, die völlige Vernichtung des Gegners erscheint ihnen nützlich. Stimmungsgemäß kommt hinzu, daß sie den sichtbaren Triumph, den Einzug in die Hauptstadt, auskosten möchten. Hauptstädte sind Symbole. Ebenso begreiflich, daß die Militärs im Augenblick des überwältigenden Sieges einen anderen Gegner, sei es der schon vorhandene einer Koalition, sei es der drohende einer Intervention, verhältnismäßig gering achten. Moltke war 1866 zuversichtlich für den Kampf gegen Napoleon, und der siebenziger Krieg gab ihm recht.

In der Regel haben beide kriegführenden Parteien die Überzeugung, daß die andere am Ausbruch des Krieges schuld sei. Man mag über Moral und Außenpolitik denken, wie man will, sicher bedarf ein Krieg im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht der moralischen Rechtfertigung. Ganz abgesehen davon war Wilhelm I. ein zutiefst moralischer Mensch. Sein christlicher Glaube war echt. Er wäre in diesen Krieg nicht gegangen, den er lange zu vermeiden suchte, wenn er nicht die innere Gewissheit gehabt hätte, Österreich habe ihn unvermeidlich gemacht, getrieben, wie er meinte, von Sachsen. Diese beiden Länder sind die Hauptgegner,

nicht nur nach ihren militärischen Leistungen — alle preussischen Militärs loben die Tapferkeit der sächsischen Truppen — sondern auch nach der Seite der Verantwortung hin. Deshalb will der König, daß sie in erster Linie die Folgen tragen. Gegen Sachsen schwingen Erinnerungen an die Freiheitskriege mit, gegen Österreich Rückblicke auf die friderizianische Zeit. Mindestens möchte der König neben einer erheblichen Kriegsschädigung von Österreich Troppau und Jägerndorf, die ehemals zu Schlessien gehörten. „Seine Majestät verlangte, daß man in Preußen sagen könne, daß wir Österreich auch ins Fleisch geschnitten und es am eigenen Besitze gezüchtigt hätten.“ So gibt der Kronprinz in seinem Tagebuch den Standpunkt des Königs wieder und auch seine moralische Motivierung. Es ist in knapperen und weniger anschaulichen Worten, was Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen“ in dem berühmten Kapitel Nikolsburg als des Königs Meinung angeführt hat: „Der Hauptschuldige könne doch nicht ungestraft ausgehen.“ Aus dieser moralischen Einstellung heraus ist der König auch dafür, Sachsen zu annektieren, während er den Vorschlag Bismarcks, die Herrscher von Hannover, Kurhessen und Nassau schlankweg zu depossidieren, entrüstet abweist. „Die Vorfürten könnten wir leichter davonkommen lassen.“ (Bismarck, a. a. O.) Es ist nicht nur dies; er sträubt sich von seiner christlich-dynastischen Auffassung des Königtums von Gottes Gnaden aus dagegen, einem regierenden Fürsten sein Land zu nehmen; das ist ihm revolutionär; es nach einem verlorenen Kriege zu verkleinern, ist etwas anderes, etwas Selbstverständliches, verstößt nicht gegen die göttliche Weltordnung. Im Friedensschluß mit Bayern möchte der König den alten Besitz seines Hauses, Ansbach-Bayreuth, wiederhaben. Kein dynastisches Interesse, Hauspolitik.

Sie ist auch anderen nicht fremd gewesen. General von Stosch, der dem Kronprinzen sehr nahe stand, notiert bei anderer Gelegenheit, 1870 während der Diskussionen über die Reichsgründung, nach einem Gespräch mit dem hohen Herrn: „Es interessiert mich immer wieder zu beobachten, wie vor fürstlichen Augen die Weltereignisse den Charakter der Familienpolitik annehmen.“ (Denkwürdigkeiten, S. 199.) Daraus ergibt sich ein gewisses Solidaritätsgefühl der Fürsten, das dem Kronprinzen auch 1866 nicht fern war. Derselbe Stosch bemerkt am 24. Juli 1866, an demselben Tage also, an dem der Kronprinz die Eintragung über seines Vaters Ideengänge machte: „Es fällt auch dem Kronprinzen sehr schwer, die Herrscher von Hannover, Nassau und Kurhessen aus ihrem Besitze zu vertreiben.“

Auch der Kronprinz ist in seiner politischen Einstellung moralgebunden; in anderer Art allerdings als sein Vater. Er ist an sich ein grundsätzlicher Gegner von Annexionen. Ihn beherrscht die Auffassung, daß im Grunde auch in der Politik, selbst in der auswärtigen Politik, Recht vor Gewalt gehen müsse. Und er ringt sich nur deshalb dazu durch, daß die Totalannexionen in Norddeutschland nötig seien, weil er sich unter dem Einfluß Bismarckscher Beweisführungen davon überzeugt, daß nur so der Weg zur Einigung Deutschlands geöffnet werde, die er als nationale, somit als sittliche Pflicht erkannt hat. Der Unterschied zwischen Vater und Sohn erklärt sich am zwanglosesten als Generationsproblem. Wilhelm I. stammte geistig noch aus der Zeit des Absolutismus, Friedrich aus der Zeit nach der Französischen Revolution, die die moderne Form des Nationalbewußtseins geschaffen hat.

Deswegen mußte der Kronprinz auch zu einer anderen Beurteilung des Friedens mit Österreich kommen. In seinem Tagebuch betont er wiederholt, daß Öster-

reichs Ausscheiden aus dem Deutschen Bunde das Wesentliche sei; Ländernerwerb tritt deshalb bei ihm ganz zurück. Weil er in diesen Tagen die Überzeugung gewann, daß Bismarck das Reich wolle, hat er ihn unterstützt und wiederholt wirksam beim Vater vermittelt. Dabei geht er in seinen Einheitswünschen über Bismarck hinaus, damals schon und noch mehr 1870. Bismarck will nur das Notwendigste, der Kronprinz möchte die anderen Fürsten de facto mediatisieren, nur der Form nach bestehen lassen.

Trotzdem konnten sie in Nikolsburg eine lange Wegstrecke zusammen gehen, und haben es auch getan; dem Kronprinzen erschien Bismarcks Außenpolitik zwar waghalsig. „Wie plötzlich Frankreich zu uns umspringen sollte, fasse ich nicht. Die Absichten Bismarcks sind kühn, aber noch schwer denkbar.“ (Eintrag vom 1. Juli.) Doch er hatte Vertrauen und hielt es „angesichts der Militärerfolge und um die Vorteile für Preußens Stellung als Leiter des gemeinsamen deutschen Vaterlandes festzuhalten und zu benutzen für seine Pflicht, dem Ministerpräsidenten seine Dienste anzubieten.“ (Tagebuch, 20. Juli.) Da er mehr als der traditionsgebundene König die Hauptsache, die deutsche Frage, sah, konnte er wirkliche Dienste leisten, indem er in Unterhaltungen mit dem König diesen von Nebensachen auf die große Hauptsache brachte.

Ein anderes wirkte allerdings daneben in demselben Sinne. Auch das typisch für die meisten Friedensverhandlungen. Ganz selten nur stehen sich Sieger und Besiegter isoliert gegenüber; fast immer werden durch den Sieg einer Macht die Interessen auch anderer Mächte berührt. Die politischen Beziehungen zwischen Ländern beruhen auf der Nachbarschaft, die sich mit den zunehmenden Verkehrsmitteln erweitert und heute die ganze Erde umfaßt. 1866 erst Europa, obwohl Bismarck die Sympathien, die seine Politik in den Vereinigten Staaten von Nordamerika fand, wohl zu schätzen wußte. Auch die englische öffentliche Meinung wurde mit Königgrätz wohlwollend, doch hielt sich die Regierung draußen. Anders die beiden nächsten Nachbarn Preußens, Frankreich und Österreich. Verständlich, denn sie waren direkt in Mitleidenschaft gezogen. Wird der politische Nachbar stärker, wird das eigene Land um ebensoviel schwächer; denn das politische Denken muß immer mit der Zuspitzung der politischen Gegensätze, mit dem Krieg also, rechnen. Vor dem Krieg hatte Napoleon zu Preußen geneigt, da ihm Österreich stärker schien, dessen Sieg er für wahrscheinlich gehalten hatte; nun konnte Preußen gefährlich werden, deshalb tat er alles, den Sieger zu zügeln, vor allem ihn nicht über den Main herübergreifen zu lassen. Auf Veranlassung Österreichs stellte er sich schützend nicht nur vor dieses, auch vor Sachsen. Daß er selbst für Frankreich Ländernerwerb gegen den Rhein hin erstrebte, ist bekannt; ebenso daß Bismarck ihn in genialer Diplomatie um diese Hoffnung tög. Wichtig für die Situation, daß auch Rußland sich regte, seit langem Preußens treuester Verbündeter.

Beiden Mächten gab Bismarck in einigem nach. Er griff nicht über die Mainlinie hinaus, und der Zar rettete seinem Verwandten in Darmstadt die Provinz Oberhessen. Überdies bot Bismarck Rußland seine guten Dienste an für die Orientpolitik, speziell die Abschüttelung der Bestimmung des Pariser Friedensvertrages, nach der es im Schwarzen Meer keine Flotte halten durfte. Interessanter als die Einzelheiten ist die Methode. Beide Kaiser wurden ganz verschieden behandelt. Napoleon, der selbst das Nationalitätenprinzip in seiner Politik stipuliert hatte, wurde darauf hingewiesen, daß die deutsche öffentliche Meinung, speziell die preußische, nicht anders als mit Annexionen zufriedengestellt werden

könne; dem Zaren wurde dargelegt, daß die Depossidierung der Fürsten in Norddeutschland nur geschehe, um revolutionäre Strömungen zunichte zu machen, indem man ihnen den Boden entzog; die Einigung Deutschlands wurde ihm als konservative Tat hingestellt. Größe und Erfolg der Bismarckschen Außenpolitik beruhen eben nicht nur darin, daß er in den kurzen Tagen außenpolitischer Entscheidungen voll taktischer Einfälle war. Diese Taktik selbst ist tief fundiert darin, daß er die außenpolitische Einstellung der anderen Mächte dadurch vollständig erfaßte, daß er sich in ihre Anschauungen und Strebungen versetzte, als wären es eigene, und so durch keine Willensäußerung und keinen Vorschlag der anderen Seite überrascht wurde. Denn das ist der außenpolitischen Weisheit letzter Schluß: man muß mit den Augen des andern sehen können, wenn man ihn politisch meistern will.

Sein Einfühlungsvermögen war dabei so stark, daß er mit geradezu feherischer Sicht auch zukünftige Entwicklungsmöglichkeiten erfaßte. Von ihnen ausgehend, sie schon damals einkalkulierend, hat er die Intervention Napoleons direkt benutzt, um kommenden Gefahren vorzubeugen.

Die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung war damals schon sein Ziel; sie mußte zur Auseinandersetzung mit Frankreich führen, sie hatte aller Wahrscheinlichkeit nach eine Spannung mit Rußland zur Folge. Deshalb war er schon mitten in der Hochspannung des militärischen Sieges entschlossen, Österreich nicht zu demütigen, den Einmarsch in Wien zu verhindern, keine Landabtretungen zu fordern. Er wollte möglichst wenig Revanchestimmung aufkommen lassen und sah damals schon in der habsburgischen Dynastie das Gegengewicht gegen Rußland. Er hat damit erreicht, daß Österreich 1870 zögerte, bis die ersten Entscheidungen gefallen waren; er hat den Boden für das Bündnis von 1879 schon damals bereitet. In einem Brief an den Sohn Bill zum vierzehnten Geburtstag, Nikolsburg, den 1. August, hat er sich klar ausgesprochen: „Wir haben Österreich glimpflich behandelt; in der Politik muß man, wenn man viele Gegner hat, zunächst den stärksten außer Spiel setzen und die schwächeren schröpfen, was im Privatleben eine sehr unritterliche Gemeinheit wäre.“

Deshalb die Annexionen in Norddeutschland; auch dabei kam ihm die Intervention Napoleons zupass. Indem Sachsen ganz geschont wurde, konnte er mit Hilfe des Kronprinzen schließlich den König dazu bringen, die drei norddeutschen Staaten voll zu annektieren. Er hatte es von vornherein erstrebt. „Es hieß erst, wir wollen halb Sachsen und halb Hannover haben — ich war dagegen. Ein beraubtes Gemeinwesen bleibt immer unzufrieden; man muß es zusammenlassen, dann gewöhnt sich das Ganze an das neue Regiment.“ (Gespräch mit General von Hartmann in Brünn, August 1866. H. war geborener Hannoveraner.) Sie hatten doppelten Vorteil, für den langen Leib des preussischen Staates die nötige Auffüllung, dazu die Konzentration. Es wurde keine fremde Interessensphäre berührt. Napoleon erklärte sich ausdrücklich einverstanden, Zar Alexander gab sich zufrieden.

Und trotzdem war im Ganzen mit dem Frieden von Nikolsburg eine entscheidende Etappe auf dem Weg zur deutschen Einheit erreicht. Ohne unnötige Spannungen, ohne Gefährdung. Die Militärs wären bereit gewesen und hatten Zuversicht, auch einen Krieg mit Frankreich siegreich zu beenden. Aber selbst wenn dies gelungen wäre, hätte Preußen den militärischen Erfolg nicht in demselben Maße politisch ausnützen können. Die Veränderung wäre zu groß, zu unvermittelt, zu sichtbar gewesen, als daß die neutralen Mächte, Rußland, vielleicht auch England, sie hätten hinnehmen können.

Indem Bismarck im Nikolsburger Frieden größte Mäßigung zeigte, verteilte er das Risiko. Er versuchte nicht, in einem Male unter gefährlichsten Umständen zu erraffen, was er in zwei Malen minder gefährdet erreichen konnte. Er meisterte die große Kunst des Wartens, die er später selbst einmal in ein prachtvolles Wortbild gefaßt hat: Die Äpfel werden nicht reif, wenn man die Lampe darunter hält. So lehrt er praktisch in seiner Haltung bei diesem Friedensschlusse die größte politische Kunst: Maß zu halten inmitten des überwältigenden Erfolges. Am 9. Juli hatte er seiner Frau geschrieben: „Wenn wir nicht übertrieben in unseren Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobern zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe wert ist.“ Und am 1. August zog er, erschöpft von den internen Kämpfen, aber befriedigt und voll Verachtung gegen die Phantasten, die Bilanz: „Da werden sie allerhand auszusuchen haben, daß wir nicht sehr viele Länder noch, und des Kaisers Bart und den Mond uns im Frieden ausbedungen haben, und ich werde der Sündenbock sein für alles. Meinetwegen.“ Er hatte einen vorbildlichen Frieden geschlossen, einen Frieden der Vorsicht, der Mäßigung, einen Frieden nicht nur für die Gegenwart, einen Frieden, der Früchte tragen sollte für die Zukunft, und sie trug. Das war ihm genug.

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Friedrich Rückert (1788–1866)

Zum Gedächtnis des Sängers der Freiheitskriege
bei der 75. Wiederkehr seines Todestages

Aus „Geharnischte Sonette“

O daß ich stünd' auf einem hohen Turme,
Weit sichtbar rings in allen deutschen Reichen,
Mit einer Stimme, Donnern zu vergleichen,
Zu rufen in den Sturm mit mehr als Stürme:

Wie lang willst du dich winden gleich dem Wurme,
Krumm unter deines Feinds Triumphrads Speichen?
Hat er die harte Haut noch nicht mit Streichen
Dir g'nug gerieben, daß dich's endlich wurme?

Die Berge, wenn sie könnten, würden rufen:
Wir selber fühlten mit fühllosem Rücken
Lang g'nug den Druck von eures Feinds Hufen.

Des Steins Geduld bricht endlich auch in Stücken,
Den Götter zum Getretensein doch schufen —
Volk, mehr als Stein, wie lang darf man dich drücken?

★

Ihr Ritter, die ihr haust in euren Forsten,
Ist euch der Helmbusch von dem Haupt gefallen?
Versteht ihr nicht den Panzer mehr zu schnallen?
Ist ganz die Rüstung eures Muts zerborsten?

Was sitzt ihr daheim in euren Horsten,
Ihr alten Adler, habt ihr keine Krallen?
Hört ihr nicht dorthier die Verwüstung schallen?
Seht ihr das Untier nicht mit seinen Borsten?

Schwingt eure Keulen! denn es ist ein Keuler;
Er wühlt, er droht, voll Eier nach schönem Futter
Stürzt er den Stamm, nicht bloß des Stammes Blätter.

Es ist ein Wolf, ein nimmersatter Heuler,
Er frisst das Lamm, er frisst des Lammes Mutter:
Helft, Ritter, wenn ihr Ritter seid, seid Retter!

★

Der blutdurchwirkte Vorhang ist gehoben,
Das Schicksal geht an seine Trauerspiele;
Der ernstesten Spieler sind berufen viele,
Vielfach an Art und bunt an Garderoben.

Denkt ihr, den Kämpfern auf der Bühne droben
So zuzusehn von eurer niedern Diele?
Mit Stirn und Händen ohne Schweiß und Schwielen
So zuzusehn, zu tadeln und zu loben?

Mitnichten! Ihr seid auch zum Spiel berufen;
Wer Arme hat, hinauf, sie drein zu mischen!
Braucht ihr Zuschauer? die auch sind gerufen.

Der Väter Geister schauen aus den Nischen
Walhallas drein, und werden Beifall rufen
Dem braven Spieler, und dem schlechten zischen.

★

Nennt es, solange 's euch gut dünkt, nennt's Verschwörung,
Wenn Männer schwören, Männer sein zu wollen;
Wenn Liegende, was sie längst hätten sollen,
Empor sich endlich raffen, nennt's Empörung!

Ich nenn's an euch die tiefste Selbstbetörung,
Die tollste Tollheit nenn' ich's aller Tollen,
Daß ihr könnt eurem eignen Volke großen,
Das sich und euch will ziehn aus der Zerstörung.

Euch müsse funkeln weder Stern noch Sonnen,
Des Himmels Flamme lech' euch weg wie Mücken,
Der Abgrund schling' euch ein in seine Tonnen.

Krumm geht auf ewig mit dem Knecht'schen Rücken,
Und hat eu'r Volk sein Diadem gewonnen,
Soll's eure Stirn mit einem Brandmal schmücken.

★

Der du noch jüngst durch deines Ruhms Posaunen
Ausrufen liebest vor Europas Ohre:
„Gehört nun haben Asias Felsentore
Meines Geschüßes Donner auch mit Staunen!“

Nun, da du dein Geschütz mit abgehaunem
Gesträngen lässest stehn in Eis und Moore,
Dein Donnerwerkzeug bricht gleich schwachem Rohre;
Statt Donners blitze nun mit Augenbraunen!

Du hast gedacht die Erde zu erschüttern,
Wie Zeus den Himmel, wenn er regt die Locken;
Ich aber will es sagen deutschen Müttern,

Daß sie, wenn sie sich setzen an den Kocken,
Es sagen, oder wenn sie Kinder füttern:
„Der große Donnerer ist nun auch erschrocken!“

★

Wir haben lang mit stummem Schmacherröten
Geblickt auf uns und unsres Landes Schande,
Zu dir aufhebend unsres Armes Bände:
„Wie lang, Herr, willst du sie noch fester löten?“

Jetzt willst du dich, o Retter in den Nöten,
Erbarmen wieder über deinem Lande;
Die Rettung kommt, sie kommt im Städtebrande
Von dir, sie kommt in bluf'gen Morgenröten.

O Herr, vom Schweren kann nur Schweres lösen,
Und wir sind schwergebückt in unserm Staube;
O eile du, die Kraft uns einzulösen

Zum Auferstehn! Laß nicht dem Sturm zum Raube
Uns werden in der Rettung Sturmgetösen;
Panier sei Hoffnung, unser Schild dein Glaube!

LOTTE TAUBE

Caesar Franck

Eine Impression

Die letzten ausschwingenden Glockentöne sind verhallt — in mystischer Dämmerung liegt das Innere der Kirche von Saint-François du Marais. Das schwere Kirchenportal ist hinter den Andächtigen ins Schloß gefallen — das ewige Licht zittert leise im Luftzug und spendet seinen warmen Schein. Da stehen sich durch die hohen bunten Kirchenfenster auf der Empore verlorene Sonnenstrahlen und werfen zärtliche Reflexe auf den gebeugten silberhaarigen Kopf des Organisten — er hebt sinnend das Gesicht empor — seine Augen wandern in unermessliche Fernen. Dann greifen seine langen schmalen Finger in die Tasten, aus denen nun wunder-same Klänge aufsteigen — Klänge, die jubeln — klagen — gegeneinander kämpfen und endlich in versöhnender Harmonie tröstlich ausklingen. Der Meister Caesar Franck hält seinen Gottesdienst. —

Diese Stimmung liegt über einem Gemälde Caesar Francks, zu dem Mlle. J. Konjier mit liebevoller Hand den Pinsel führte.

Jene Stunden im Dämmer Schatten seiner Kirche — der Meister wechselte niemals seine Organistenstelle — gaben ihm die Kraft, sein wundervolles Leben zu formen, und inspirierten ihn zu seinen Schöpfungen.

Kein Riß geht störend durch sein Leben und seine Kunst — sie sind beglückende Einheit geworden. Francks äußeres Leben war so schlicht, daß sich kaum viel darüber sagen läßt. Wir wissen von einer traurigen Kindheit, von falschen, ehrgeizigen Träumen des Vaters, der das zarte, übersensitive Kind Caesar Auguste ruhelos zu Konzertreisen durch fremde Städte jagte — wir wissen, daß der erhoffte Künstlerruhm — der noch mehr erwünschte finanzielle Erfolg ausblieb — ausbleiben mußte — denn Franck war keine Virtuosennatur. In jener frühen Jugendzeit entstehen eine große Anzahl von Kompositionen im damaligen Modestil. Diese Werke tragen kaum eine persönliche Note. Der gleiche kindliche Gehorsam, der Caesar Auguste auf das Podium zwingt, drückt ihm auch die Notenfeder in die Hand, so daß er nun Seite um Seite mit schwarzen gleichgültigen Notenköpfen füllt — während draußen seine Kameraden in der Sonne spielen.

Der rechtschaffene Vater bringt das Opfer, den hochbegabten Sohn am Conservatoire bei dem berühmten Zimmermann studieren zu lassen. Die Familie siedelt von Lüttich nach Paris über, das der Meister nie wieder verläßt. Es scheint, daß sich nun die allzu straff gespannten Saiten seines Studiums wohlthätig lockern. Der erfahrene Pädagoge beginnt das Unkraut zu jäten, die spärlicher werdenden Kompositionen Francks werden einfacher, die allzu häufige Anwendung von virtuosen Trillern, arpeggierenden Akkorden und rollenden Passagen wird maßvoller — eine gewisse Kultur des Stils beginnt sich zu zeigen. In diesen Studienjahren werden Keime gelegt, die erst in späteren Jahren überreiche und erlesene Früchte bringen sollen. Seine musikalische Seele, deren Schwingen in der Kindheit so böse gestuht wurden, wagt vorläufig keinen Flug ins Weite. Mit den pianistischen Studien gehen ernsthafte Orgelstudien Hand in Hand, und man erzählt uns von einem ersten Orgelpreis, der den Abschluß seines Studiums am Conservatoire bildet. Der glückliche Vater sieht nun eine glänzende Virtuosenlaufbahn des Sohnes vor sich. Die frühere Konzerttätigkeit soll erneut aufgenommen werden — aber der Vater stößt zum erstenmal auf harten Widerstand. Der Sohn muß nun seinen eigenen Weg gehen, und dieser führt ihn zu der bescheidenen Organistenstelle an der Kirche Saint-François du Marais in Paris. Nun ist Caesar Franck in Wahrheit glücklich — doppelt glücklich, da er eine gleichgestimmte Lebensgefährtin findet, die ihm die langersehnte Heimat schenkt.

Des Meisters Muse schweigt nun 40 Jahre. Er lebt zurückgezogen im stillen Kreise, ein gewissenhafter treuer Diener der Kirche, und doch geht eine eigenartige Kraft von dem stillen Mann aus, um den sich immer mehr Orgelschüler drängen. Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler verläßt die üblichen Formen. Franck hatte einst die Lorbeeren des Virtuosen gleichgültig abgestreift — das Schicksal hat ihm im Alter ein anderes Geschenk in den Schoß geworfen — die Liebe seiner Schüler — ja man möchte fast sagen — seiner Jünger. Franck mußte erst die Würde des „Père Franck“, wie ihn seine Schüler zärtlich nannten, gewinnen, ehe er nach vierzigjähriger Pause die Notenfeder wieder in die Hand nahm. Nun sitzt der Alternde wieder — wie einst — über Manuskripte gebeugt — wieder wird Seite auf Seite mit schwarzen Notenköpfen bemalt — aber jede Note trägt nun ihr eigenes Gesicht, jedes Blatt scheint vom Schimmer aufrichtiger Gebete verklärt zu sein.

Man hat mit Recht gesagt, daß Franck über seine Werke das Motto: „Ad Soli

„Dei gloriam“ hätte schreiben können, wie die alten Meister zu tun pflegten. Es ist jedoch grundfalsch, sich Franck etwa als einen „Pater seraphicus“ vorzustellen. Sein reines Herz mußte nicht zu einer Ekstase Zuflucht nehmen, um sich von den Quälereien des Alltags durch übersteigerte religiöse Ausübung zu befreien. Die gleiche kindliche Frömmigkeit, die Bach und Bruckner beseelte, finden wir auch bei Franck. Sein Werk ist nicht nur der Ausdruck seiner Kunst, sondern ebenso stark eine Handlung seines Glaubens.

Es soll hier keine trockene Aufzählung oder gar wissenschaftliche Analyse seiner Meisterwerke folgen, denn man zerpflückt ungern die Blumen, die man liebt.

Da ist die Violinsonate A-dur, deren begeisterter Schwung auch den ungeübten Hörer mit sich fortreißt. Wer vermöchte sich wohl der Heiterkeit ihres letzten Satzes zu entziehen!... Ein unbeschwerter Mensch scheint in der freien Natur ein munteres Marschliedchen vor sich hin zu pfeifen. Es wird kanonartig durchgeführt. Der geschulte Hörer ist jedoch versucht, dieses kunstvolle Satzgefüge zu vergessen. Die Heiterkeit des Satzes ergreift auch ihn und löst ein freudiges Gefühl in ihm aus — seine Kritik schweigt.

Das ist nur e i n e Seite von der Musik Francks; sie aber zeigt, daß sich seine Kunst durchaus nicht immer in überirdischen Sphären bewegte, sondern sehr gern auf dieser Erde weilte.

Unbekannter, aber charakteristisch für sein Werk sind die „Djinns“ für Klavier und Orchester, angeregt von der orientalischen Dichtung Victor Hugos. In jener Fabel kämpfen gute und böse Geister einen harten Kampf, in dem die sanften Waffen der Güte siegen. Der Idealist Franck mußte von diesem Stoff stark angezogen werden. Diese Komposition des Meisters hatte für die damalige Epoche große Bedeutung, da er zum erstenmal dem Klavier einen bescheideneren Platz anwies. Jeder unberechtigten Virtuosität abhold, erlöste er den Orchesterpart aus der Sklavenrolle der üblich monotonen Begleitung in der Konzertform. Franck läßt beide Klangkörper in idealem Sinne miteinander musizieren. Von besonderer klanglicher Schönheit ist jener unharmonisierte Gesang des Klaviers, der sich von dem erregten Vibrato der Streicher löst. An Originalität der musikalischen Einfälle stehen die „Djinns“ wohl hinter den anderen Schöpfungen Francks zurück. Ihr starker Reiz liegt in der Atmosphäre, die von einer zarten Ekstase erfüllt ist.

Mit sicherem Instinkt vermeidet Franck das pittoreske und anekdotische Element, durch das die Linie unterbrochen und die edle Proportion gestört wird. Ein Wort Francks ist charakteristisch für seine innere Einstellung. Man rühmte einst das Feuer, das gewisse Seiten der Partitur seiner Komposition „Psyche“ belebt. Franck legte indessen seine Hand auf die Partitur der „Béatitudes“ und bemerkte schlicht: „In diesem Werk befindet sich nicht eine einzige sinnliche Note, deshalb ist es mir besonders lieb.“ Es erscheint unmöglich, die Präzisierung eines künstlerischen Bekenntnisses kürzer und stärker auszudrücken. Francks Schüler betonten, daß „sein Gesang vom Atem der wahren Gottesfurcht durchweht sei“. Nicht nur seine Messen, Motetten oder Liturgien zeigen den Charakter bekennender Religiosität, dieser ist weit stärker in seiner absoluten Musik: der Symphonie, der Sonate für Klavier und Violine und dem Quartett zu finden. Auch seine letzten Klavierstücke „Béatitudes“ oder „Redemption“ sind von diesem Gefühl innig bewegt.

Eine ideale Höhe seines Schaffens erreicht Caesar Franck in seinem Klavierwerk „Prélude, Choral et Fugue“. Hier greift der Meister auf eine altüberlieferte Tradition zurück und erfüllt sie mit blutvollem Leben. Eine ursprünglich

herbe Form wird hier vermenschlicht — ohne ihre Würde zu verlieren. Die drei Sätze dieser Schöpfung sind vom Geist des Chorals seelisch und formal durchdrungen.

Francés Musik ist im Gegensatz zu Debussy objektiv, scharf umrissen und wird von einem stark klassischen Formgefühl geleitet. Sie verzichtet auf eine persönliche Vertraulichkeit, wie wir sie bei Schumann oder Chopin finden. Es führt vielmehr ein gerader Weg von Buxtehude und Bach zu Caesar Francé. Die künstlerische Beeinflussung durch die Kirche unterstreicht noch die innere Verbundenheit Francés mit diesen geistigen Vorfahren. Der Organistenberuf entwickelte seinen feinen Sinn für seelisches Gleichgewicht und scharfe Logik. Gerade die großangelegte, gregorianische Kompositionsweise ließ die klangliche Sprache Francés tiefer und gesättigter erscheinen. Die von Jugend auf geübte Disziplin des kontrapunktischen Stils gab seinen Werken die vollendete Form.

In den „Variations symphoniques“ bevorzugte Francé die groß angelegte freie Variationenform und beschritt darin den Weg, den Bach, Beethoven und Liszt ihm gewiesen hatten. Bach, dem alle musikalischen Quellen erschlossen waren, schenkte uns die Goldbergvariationen, und sein Genie zerbrach hier die Fesseln einer erstarrten und zuweilen manierten Form. Beethoven schleuderte die Diabellvariationen gleich einer „Herausforderung“ seinen Zeitgenossen an die Köpfe. Die erhabenen Variationen Liszts „Weinen, Klagen, Sorgen“ fügten diesen erweiterten Formen wertvolle Neuerungen hinzu.

In diesen Kompositionen, Francés „Variations symphoniques“ inbegriffen, bleibt das Thema durchaus nicht das Wesentliche und der Mittelpunkt; jede Variation scheint vielmehr ihre Vorgängerin zu verdrängen, um sich noch reicher und blühender zu entfalten. In Francés Variationen werden zwei Elemente des Themas kontrastierend gegeneinander geführt: dem ungestümen Rhythmus der Streicher antwortet die zarte Lyrik des Klaviers. Aus diesem vitalen Prinzip entwickelt sich die musikalisch dramatische Spannung. Drei große Abteilungen im Aufbau geben dem Werk einen intellektuellen Wert. Die kunstvolle Konstruktion muß jedoch sowohl vom Solisten, als vom Dirigenten verdeutlicht werden, um dem Hörer das Verständnis zu erleichtern. Virtuosenhände vermögen diese mystischen Klänge nicht zum Leben zu erwecken — nur der seiner Sendung bewußte Künstler darf hier Mittler sein.

Die Werke Francés unterscheiden sich nicht durch starke Kontraste. Kein äußerlich schillernder Glanz lockt den oberflächlichen Hörer. Der Meister bleibt sich stets getreu. Das warmempfundene Oratorium „Ruth“, das feinsinnige „Quartett“, die erhabene „Symphonie“, die tiefgründigen Orgelwerke oder das großangelegte Klavierwerk: „Prélude, Aria et Fugue“ — sie alle widerspiegeln das Abbild ihres Schöpfers. Sie lassen uns einen Blick in seine kindliche und begeisterungsfähige Seele tun. Ideale wurden hier erfaßt und in die Wirklichkeit übertragen.

Francé gehört zu jenen Meistern, denen die Zeitgenossen ihre Anerkennung versagten. Seine Zeit huldigte der Programmmusik und dem aufgehenden Stern Wagners und hatte im Lärm des Tages kein Ohr für die Offenbarungen seiner stillen Kunst.

Um Francé war kein Kampf. Er wuchs durch äußere Bescheidenheit zu jener inneren Größe empor, die wir an Schubert bewundern und lieben. Der Meister Francé würde ein unglaubliches Lächeln bei der Prophezeiung gehabt haben, daß seine Werke einst als epochemachend gelten würden... daß eine Schule der „Francéisten“ für seine Ideale weiter kämpfen und sie zum Siege führen würde.

Zu seiner Zeit verstand nur ein kleiner Kreis, seine Musik zu würdigen. Da ist an erster Stelle sein Schüler Vincent D'Indy zu nennen, dessen verehrungsvolle Liebe für den Meister ihn oft zu hitzigen Übertreibungen hinriß. Die große zeitgenössische Pianistin Mme. Blanche Selva weihte ihr Herz und ihr Talent der Interpretation Franckscher Werke. In den Kritiken über seine Uraufführungskonzerte finden wir zumeist ein überschwängliches Loblied auf die Interpreten — die Kompositionen, mit denen man nichts anzufangen wußte, wurden totgeschwiegen. Im „Ménestrel“ versucht man auch einmal dem Komponisten gerecht zu werden; der Kritiker schreibt: „Heute noch zu wenig gewürdigt, ist er und wird er ein Meister unserer Epoche bleiben.“ Diese Kritik muß auf Franck von großer Wirkung gewesen sein. Ein Schüler berichtet uns, daß sie „dem so wenig an Erfolg gewöhnten Herzen des Meisters außerordentlich wohl getan habe“.

Auch in Fachkreisen begegnet Franck großer Verständnislosigkeit, und er wird wiederholt von E. Saint-Saëns auf wenig vornehme Weise angegriffen. Saint-Saëns urteilt z. B. und bemüht sich, an dieser Stelle gerecht zu sein: „Berlioz war mehr Künstler als Musiker — Franck ist mehr Musiker als Künstler.“ In diesem Ausspruch steckt wohl ein Körnchen Wahrheit. Franck herrschte auf dem Gebiet der absoluten Musik. Er trug niemals künstlerische Allüren zur Schau. Der Meister muß jedoch als idealer Typ des verinnerlichten Künstlers gelten, der auf alle Außerlichkeiten Verzicht leisten kann.

Mancher Musiker mußte einen Leidensweg gehen, der durch Anfeindungen und Pressekämpfe noch bitterer wurde. Wieviel schwere Stunden seines ohnehin kurzen Lebens erwuchsen z. B. Reger aus derartigen Angriffen, die seinen Künstler Ehrgeiz verwundeten und zu schweren Depressionen führten. Diese Stimmungen waren Caesar Franck durchaus fremd. Der Künstlerweg brachte ihm in der Zeit des letzten erregten Aufblühens seiner Kunst keine Dornen. Mit der gleich andächtigen Hingabe, mit der er die Funktionen seines Organistenamtes versah, schuf er seine Werke. Was konnte ihm Menschenurteil bedeuten, der im Dienste eines Höheren stand? —

... Es ist Nacht geworden. Das Innere der Kirche von Saint-François du Marais ist in tiefes Dunkel gehüllt — — — nur das ewige Licht spendet warmen Schein, und von der Empore herab leuchtet matte Helligkeit. Die Orgel ist verstummt, nachdem ihre letzten zarten Klänge verwehten. Caesar Franck erhebt sich müde von der Orgelbank. . . Wohl waren die vergangenen Stunden von innerer Schaffensfreude durchglüht — aber es scheint dem Meister, daß seinem Werk noch die letzte Vollendung fehle. Er steigt die schmale Wendeltreppe zum Kreuzgang hinab — eine brennende Kerze weist ihm den vertrauten Weg. Vor seinem Lieblingsbilde des Piere della Francesca, das einen singenden Engelchor darstellt, bleibt er in sich versunken stehen. Der Kerzenschein wirft unruhig zuckende Reflexe auf das Gemälde — so daß es zu leben scheint. Da ertönt ein wunderbares Klingen — der Rahmen weitet sich — der Engelchor bekommt Leben und Bewegung und verkündet in hellem Jubel — in zärtlicher Andacht den Ruhm des göttlichen Kindes. — — —

Die Vision zerrinnt. . . Ein stiller Glanz bleibt auf den Zügen Meister Francks zurück. Sein Musikerherz hat jene Klänge aufgefangen und wird sie bewahren — das Werk hat seine letzten Weihen empfangen.

Probleme um Mann und Frau

1.

Ohne Sonne schiene uns kein Mond. Der Tag verlöre sein Wesen, stünde gegen ihn nicht die Nacht. Und was wären Mann ohne Frau, Frau ohne Mann? Nehmen wir einmal an — nur im Geiste und nur für Minuten — die Frau existiere nicht. Wer da allzu schnell aufatmet, ist unvorsichtig. Er verlöre als homo sapiens sein Kennwort „weise“ gleich dazu. Denn nach der sagenhaften Schöpfungsgeschichte säße Adam wohl noch heute als ahnungsloser Parkwächter vor den verborgenen Schätzen des Paradieses.

Für den Menschen der Neuzeit ist es nicht ohne weiteres möglich, das mystische Dunkel der Fragmente zu enthüllen, die sich mit der Erschaffung des Menschen befassen. Immer noch und immer wieder unwittert derart alte Quellen jedoch ein geheimer Reiz.

Archaische Äußerungen sind mehr bild- als worthaltig. Die Sprache sollte mehr verstecken als offenbaren. Wahrheit wurde nur indirekt, verkleidet weitergegeben, wenn sie bestimmte Erkenntnisse betraf. Uns Heutigen enthüllt sich der alte Sinn gerade nicht durch Wort-Interpretation und „logische“ Deutung, auf die wir so stolz sind. Der moderne Mensch findet zum „eigentlich“ Gemeinten von Mythos, Märchen und Verdichtung allenfalls durch die anklingsweisen Einfälle seines „Kollektivunbewußten“ (C. G. Jung). Ohne uns auf die Technik derartiger Untersuchungen näher einzulassen, soll versucht werden, Hintergründe anzugehen, die aus der Trennung in Geschlechter resultieren. Beleuchtungen mehr unbewußter Mitgegebenheiten erscheinen all denen als willkürlich konstruiert, deren überwucherndes Oberflächenbewußtsein seinerseits einseitig das Feld beherrscht. Vivos voco. Wir richten uns an die resonanzfähigen Lebendigen.

2.

Der sagenhafte, später Adam genannte erste Mensch war anfangs einsam. Als Bewahrer des Gartens Eden eingesetzt, wurde ihm — im Schläfe! — mit Hilfe der bekannten Rippe eine „Gehilfin“ geschaffen. Wir würden dieses Bild heute tiefenpsychologisch etwa dahin deuten, daß ohne sein Bewußtsein und seinen Willen Adam sich plötzlich einem „Zweiten“ gegenüberfah. Die neue „Gehilfin“ imponierte sofort als etwas Verwandtes. „Das ist doch Wein von meinem Wein?“, sprach Adam erstaunt. „Man wird sie Männin heißen, darum daß sie vom Manne genommen ist.“ Der tiefere Sinn liegt nun darin, daß „was innen, außen“ ist, wie Goethe es ausdrückte, und umgekehrt. Körperlich entstand das Weib. Von „innen“ betrachtet, entdeckte der erste Mann zugleich das „unbewußte“ Prinzip in sich, das ihn im Schläfe überkam, ihm zugehörig und doch offenbar nicht er selbst. Aus diesem Doppelsinn leiten sich in der Zukunft des Menschen Verwicklungen ab, deren Bedeutung und Tragik wir noch erkennen werden.

Das Weib wie das von uns „unbewußt“ genannte Prinzip wurden vom Manne anfangs nicht „erkannt“, sondern nur erlebt, nur staunend angefounden. Die Erkenntnis des „als was-Charakters“ wurde erst durch ein drittes Prinzip gewonnen, „Schlange“ geheißen. Diese näherte sich dem Manne über das Weib. Sie be-

ruhigte die aus Unkenntnis ängstlich befangene „Männin“ durch eine echt tiefenpsychologische Deutung der von Gott verhängten „Todesstrafe“. Als dann die Menschen von der verbotenen Frucht aßen, starben sie auch keineswegs. Es „starb“ nur ihre Unbefangenheit, ihr Zustand des Nicht-erkennens. Sie verloren in der Erkenntnis ihr „Unbewußtes“, wie wir heute sagen. Auch dieser Verlust braucht kein grundsätzlicher zu sein, so wenig wie der des Lebens. Er kann gütig sein nur für den momentanen Akt des Erkennens. Ein Gewinn erwuchs, eine Verwandlung geschah. Auf dem Wege Schlange – Weib – Adam wurden „die Augen der Menschen aufgetan“, sie wurden „wie Gott“.

Aus dem paradiesischen Garten verbannt, „erkannte“ Adam Eva auch in ihrer körperlichen Geschlechtlichkeit. Sie ward schwanger, gebär Kain und sprach stolz: „Ich habe einen Mann gewonnen mit dem Herrn!“ Nicht unzufrieden fand sie sich so mit ihrer neuen Frauenrolle ab und bestätigte damit nur die wechselseitige Abhängigkeit des ersten Menschenpaares. Adam schob seine Schuld nicht zu Unrecht auf das Weib. War ihm dieses nicht ahnungslos – wennschon aus eigenem Stoff – über Nacht zugefallen? Er wäre jedoch ohne diese List, ohne sein äußeres – und zugleich inneres! – Gegenüber nie und nimmer zur Erkenntnis gelangt. Und ohne diese doppelstimmige Erkenntnis wüßte das Menschengeschlecht weder von sich, noch pflanzte es sich fort. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“: erst zu zweit wird er wissend und fruchtbar. Ob wir ein Danaergeschenk gewannen oder nicht – wir nennen seitdem „Mensch“ erst ein erkenntnis-, bewußtseinsbegabtes Wesen, das in Geschlechter zerfällt und sich im Gegenüber wie in sich selbst erkennt. Das ahnungslose Vorstadium des „Gartenhüters“ mit einer „Männin“ zur Hilfe als Dauerzustand ward verloren und entthront.

3.

Aristophanes entwirft in Platons „Gastmahl“ ein anderes Bild vom Ur-menschen. Dieser soll zweihältig-rund, mit vier Armen und Beinen, zwei Geschlechtsteilen und zwei Gesichtern ausgestattet gewesen sein. Es habe drei Geschlechter, ein mann-männliches Sonnen-, ein weib-weibliches Mond- und ein mann-weibliches Erdgeschlecht gegeben. Die Fortbewegung dieser Doppelwesen sei kugeln- vonstatten gegangen, wie man das bei radschlagenden Gauklern sehe. Ihr Nachteil wurde einzig ihre Unternehmungslust, aus der heraus sie in den Himmel rollen wollten. Zeus wurde böse und bestrafte sie, indem er sie in der Mitte durchschnitt. Die „Rundheit“ ihres Wesens wurde zerspalten. Nach bestimmten, die Lage der Geschlechtsteile betreffenden Konstruktionsverbesserungen wurde so verhängt, daß seitdem jeder Halbmensch sich nach Vereinigung mit der ihm zugehörigen – wir sagen heute „besseren“ – Hälfte zurückseht.

In dieser Schöpfungsgeschichte finden wir wieder drei Prinzipien: ein rein männliches, ein rein weibliches und ein gemischtgeschlechtliches. Das andernorts „Schlange“ genannte Prinzip heißt später unter gleichem Symbol „Merkur“; man bezeichnet dieses Prinzip gern als zweigeschlechtlich oder „neutral“. Und weiter passen auch Adam und Eva in das Schema des Aristophanes offenbar hinein. Dies alles nicht etwa übrigens, weil zwischen den Quellen und Autoren direkte oder indirekte Beziehungen überlieferungsmäßiger Art beständen, sondern weil es vielmehr im Menschen liegt, ein „Dreierwesen“ zu sein und sich so zu sehen.

Für unsere Fragestellung wird von Aristophanes wichtig, daß Er, Sie, Es verkörpert wurden. Wir knüpfen an: von „innen“ gesehen zeigt das menschliche

Anlageschema entsprechend ein „männliches“, „weibliches“ und „gemischtes“ Prinzip, das wir etwa mit „Geist“, „Seele“ und „Intellekt“ bezeichnen können. Dabei wäre die formale Intelligenz als Mittlerin, nicht Fisch — nicht Fleisch, ja nicht mit „echtem“ Geist zu verwechseln. In anderer Perspektive spricht man vom höheren „Selbst“, vom „Unbewußten“ und vom niederen „Ego“, dem sich in uns breit machenden, maskenschaffenden „Ich“.

Begegnet dem Mann „außen“ ein Weib, sieht er einen Gegenpol vor sich, der auch „innen“ in ihm wirkt. Zu erkennen ist dieser Sachverhalt nicht ohne weiteres. Es bedarf dazu eines Mittlers, jenes trennenden und wieder verbindenden Prinzips, das selbst nichts recht ist, nur als eine Art Standesbeamter Vater-Geist mit Mutter-Seele zusammenführt und dazu noch jedem Geschlechtsprinzip für sich Material zuträgt.

4.

Auf das alles zu überwuchern trachtende Bewußtsein des modernen Menschen wirkt vornehmlich das „äußere“ Bild — Mann oder Frau. Nur die, denen es einmal aufging, verstehen recht, wie stark auch ein „inneres“ Bild zu wirken vermag. Für den Weg der Findung dieser Selbstaufgabe gibt es kein Schnellrezept. Ein Anfang ist die erwähnte Erkenntnis, das „Schauen“ der Begebenheiten. „Doch des Anschauens, siehe, ist eine Grenze“, sagt Rilke in seinem Spätgedicht „Wendung“, „und die geschautere Welt will in der Liebe gedeihn... Siehe, innerer Mann, dein inneres Mädchen, dieses errungene aus tausend Naturen, dieses erst nur errungene, nie noch geliebte Geschöpf.“ Der dichterische Hinweis macht verständlich, auf welchem Wege jeder weiterkommen kann. Auch dieser Weg wieder ist zweiermig. Eine recht verstandene Selbstliebe, ein „rundes“ Einssein in sich wird erst Voraussetzung für eine natürlich verwurzelte, „selbstverständliche“ Liebe des „äußeren“, fremden Geliebten.

5.

Im Traume haben wir es oft mit Gestalten zu tun, die sich weiblich bzw. männlich verkörpern. Erst eine eingehendere Tiefensondierung läßt jeweils erkennen, ob — etwa beim Manne — mehr das „äußere“ oder „innere“ Mädchen akut war. Der kalte Skeptiker ist mit seiner „nichts-als“-Erklärung hier rasch bei der Hand. „Nichts als sexuelle Wünsche“, die sich da melden, entlarvt der Rationalist. Und so sprach auch eine zu Recht überwundene Richtung zugespitzter „analytischer“ Psychologie. Man soll der Sexualität ihren rechten Platz geben. Wir sind heute dabei, dies abseits von Moralismus in natürlicherer Weise zu tun, als das bestimmten Vorgenerationen gelang. Sieht man den Menschen natürlicher als Ganzes, entmächtigt man gleichzeitig die Verirrungen einseitig gesehener isolierter Sexualität. Der Mensch ist so wenig „nur“ Geschlechtswesen, wie er „nur“ intellektbestimmt ist. Ausschließlichkeitstheorien sind selten so beglückend, wie sie sich geben, und legen immer Verdacht auf ein röhrenförmiges Gesichtsfeld ihres Begründers nahe.

Es ist also nicht von vornherein auszumachen, ob ein körperliches Bild, in das ein Traum sich kleidet, wirklich die konkrete „Erna Meier“ — oder von wem wir nun schwärmen — meint. Auch ein Hinweis auf eigen-innere Probleme kann gegeben sein; er ist sogar meist wenigstens mit eingeschlossen. Mit unseren Tag-ge-sichten und Nach-außen-Getriebenheiten ist es nicht anders. Daß bei einer solchen Sachlage Verwicklungen vorkommen, liegt auf der Hand. Das ist besonders der Fall, wenn Ansprüche und Strebungen einseitig nach außen projiziert

oder innen verdichtet werden. Kein „introvertierte“ oder „extravertierte“ Typen (Jung) kommen beim normalen Menschen nicht vor. Unter diesen Bezeichnungen sind Schwerpunktslagen zu verstehen. Einseitigkeit ist jedenfalls mit ihnen verbunden. Wer denkt hier nicht an den „innen“ todunglücklichen Don Juan, der „außen“ einem Idol nachjagt, das ihn eigentlich ganz anders angeht?

Wer sein „inneres Mädchen“, wie Rilke es nannte, zwanghaft außen sucht, dessen Konflikte verstärken sich oft noch durch die Art und Weise körperlich-geschlechtlicher Vereinigung. Das Haben des Innen ist ein anderes als das des Außen. Wer dazu noch mit einer schiefen Moral belastet ist, dem „verunreinigen“ sich immer wieder die auf „reine“ Erledigung drängenden Innenansprüche. „In den Armen hab ich sie alle verloren“ (Rilke). Man begreift auch als Moderner sehr wohl, wie ein „Kind“ entstehen kann durch „Vermählung“ etwa unseres als männlich symbolisierten Geistes mit unserer weiblich angesprochenen Seele. Die alchimistischen Praktiken des Mittelalters (die, recht verstanden, eine getarnte Psychologie darstellten!) sprechen immer wieder von ähnlich verkleideten „reinen“ oder „mystischen Vermählungen“. In unsere Sprache übersetzt, hieße das etwa: in geistiger Auseinandersetzung kann ein fruchtbares Werk entstehen. Künstler sprechen ja direkt von „geistigen Kindern“.

6.

Mann und Frau sind sich gegenseitig aufgegeben. Das Ich erkennt sich im Du. Mit der Fremderkenntnis gewinnt man die des Selbst. Der doppelt gespaltene Mensch will eins werden. Sowohl durch die Fremd- als auch durch die Selbstbegegnung stößt man auf das den Indern so wichtige „Das bist Du“. Die Einigung gelingt nicht allein durch ferne Schau, sondern vielmehr durch liebende Tat. Gerade der Frau als dem seelischen Prinzip schlechthin liegt der letzte Weg näher, während der Mann als der intellektbestimmtere dem ersten zuneigt.

Nach dem ersten Aufhören gegenüber einem Du kann man mit der geforderten Einigung außen wie innen beginnen. Persönliches Schicksal legt uns den einen oder anderen Weg näher. Man sollte jedoch nicht bei einem stehen bleiben. Gerade gewisse Vollkommenheitstheorien verkleinern oft aus einseitiger Wertung und Anschneldung des Menschen sein Ziel. Wir sollen, wie Jung es einmal ausdrückte, nicht „vollkommen“, sondern „vollständig“ zu sein trachten. Wir wissen, daß dies gar nicht leichter ist. Aber wir werden reicher dabei. Und der sich innen und außen anbietenden Fülle des Lebens werden wir kleinen und engen Menschen schon grundsätzlich karglich genug gerecht.

R u n d s c h a u

Gott in der Furcht. Der Krieg hat die Menschen in einem ganz elementaren Sinne gottes„fürchtig“ gemacht, daß sie zu beten begannen, auch wenn sie es vorher vielleicht lange nicht getan hatten. Das Wort gottesfürchtig hat in unserer Sprache viel von seinem eigentlichen, schweren und tragischen Sinn verloren. Man meint heute im landläufigen Sprachgebrauch etwas Rührendes, etwas Gutes, ein wenig Kindliches oder doch Einfältiges damit. In jedem Falle

hat der Begriff seinen eigentlichen Inhalt, nämlich die Bezeichnung einer tief und dauernd empfundenen Furcht schwerster Art zu sein, verloren. Er drückt vielmehr eine Art Sicherungszustand eben gegen Furcht aus; einen Sicherungszustand, der seinen Sinn freilich beeinträchtigen muß, wenn die Spannung, gegen die er gerichtet wurde, im Menschen nicht mehr vorhanden ist oder doch nicht in aller Schwere gefühlt wird. Und das eben pflegt unsere durchschnittliche Situation zu sein. Wer entfänne sich nicht an seine Schulzeit, wo im Religionsunterricht die Zehn Gebote durchgenommen wurden und nach dem ersten, Gott den Herrn „siekenden“ Gebot das „Was ist das?“ des Lutherischen Kleinen Katechismus die Erklärung mit den Worten beginnt: „Du sollst Gott fürchten, lieben und vertrauen. . .“ In allen weiteren Erklärungen zu den übrigen Geboten kehrt dieser Anfang wieder: „Du sollst Gott fürchten und lieben.“ Nur das „vertrauen“ kehrt erst im zehnten Gebot noch einmal, gleichsam den Kreis beim Anfang schließend, wieder. Die Erklärungen, die unsere Religionslehrer wiederum an diese Lutherischen Was-ist-das-Erklärungen anzuknüpfen pflegen, laufen nur leider immer darauf hinaus, das scheinbar Paradoxe einer Aufforderung zur „Furcht“ vor Gott abzuschwächen und dem Kinde zu sagen, es solle „Ehrfurcht“ vor Gott haben. Damit wären wir aber wiederum genau bei der Situation angelangt, wie sie sich im heute gewöhnlich so verstandenen Begriffe gottesfürchtig manifestiert hat. Wir können keinen exakten philologischen Erweis dafür bringen, wir glauben aber, daß der Reformator mit seinem „Was ist das?“ keineswegs solche „Ehrfurcht“, dieses späte, intellektualistische und humanistische Gefühl gesicherter Zeiten, mit der Aufforderung zur „Furcht“ vor Gott gemeint hat, sondern in der Tat nur die blanke Furcht oder etwas zeitgemäßer im Sinne Heideggerscher Terminologie ausgedrückt, die „Angst“, jenen Zustand eines großen allgemeinen Sichfürchtens nach innen, der um keinen abgesonderten Gegenstand seiner Furcht weiß, sondern nur um die Unendlichkeit seines Gefühls. Der ganze Gottesbegriff leidet aufs schwerste und gerät ins Kleine, wenn, wie der Reformator es so instinktföhrer fühlte, an dieser Stelle nicht Ernst gemacht wird und nicht Ernst erfahren wurde. — Das häufig in der bildenden Kunst dargestellte Motiv von Moses bei seiner Begegnung mit Gott auf dem Berge Sinai, um ein sinnfälliges Beispiel zu wählen, pflegte von den meisten älteren und besonders von den romantischen oder klassizistischen Malern als eine Art *santa conversatione* zwischen zwei alten bärtigen Männern aufgefaßt zu werden. Es ist die gleiche Auffassung, die uns unsere Gottesvorstellung auch sonst so unerträglich entmannt und verbürgerlicht hat: der Gott, vor dem der Mensch keine Furcht mehr hat. Wir entsinnen uns demgegenüber an eine verschollene expressionistische Zeichnung, wo das gleiche Motiv dadurch zum Ausdruck gebracht war, daß nichts weiter als ein in letzter Zusammenpressung an den Boden gedrückter Mensch, die Arme schützend neben den Kopf, vor Ohren und Augen gedeckt, gezeichnet worden war. Nichts sonst von Gott, dem anderen Partner der Unterredung, keine Andeutung einer banalen Wolke oder dergleichen; der am Boden niedergedrückte Mensch indessen keineswegs mit einem Ausdruck der Feigheit (die es überhaupt nicht vor Gott, sondern nur vor Menschen gibt), sondern unter der niederschlagenden Gewalt einer ungeheuerlichen Spannung als Kreatur. So ungefähr ließe sich in der Tat allein das Motiv einer „Auge-in-Auge-Begegnung“ des Menschen mit Gott darstellen, wofern es überhaupt bildlich darstellbar ist und dargestellt werden sollte. — Gott ist nicht „falsch“, er treibt kein hinterhältiges Spiel mit dem Menschen. Auch das „Vertrauen“ gegen ihn gehört nach Luthers Erklärung ins erste und letzte Gebot. Es ist aber doch vom Reformator

nur zweimal betont worden, während das Fürchten zehnmal unterstrichen und freilich auch zehnmal durch seinen vollkommensten Gegensatz, das „Lieben“, wieder aufgehoben wurde. Nur daß die richtige Gottesliebe eben niemals ohne den dunklen Boden der Gottesfurcht erblüht; und daß diese Furcht daher keine Größe darstellt, die von der menschlichen Natur vernachlässigt, verniedlicht oder gar zynisch gegen eine gedankenlose und pharisäische Sicherheit des guten, allzu guten Gewissens verkauft werden dürfte.

Marie von Bunsen. Im Alter von 81 Jahren starb dieser Tage in ihrer Wohnung in Berlin in der Corneliusstraße 4a, die ein kleines Museum war, Marie von Bunsen, die Tochter des preussischen Gesandten in Rom und London, Karl Josias Freiherrn von Bunsen. Ihrer zu gedenken, ist für die „Deutsche Rundschau“, auf deren Blättern sie so viele und interessante Beiträge in früheren Jahren veröffentlicht hat, eine Pflicht. Darüber hinaus aber ziemt es sich, nicht nur der ausgedehnten schriftstellerischen Tätigkeit ein Wort der Erinnerung zu widmen, sondern des Menschen zu gedenken, der ein Stück Zeit- und Kulturgeschichte verkörperte. Ihre Autobiographie „Die Welt, in der ich lebte“ bewies überzeugend, wie reich dieses Leben gewesen und wie es in seiner Verflechtung in alle Lebensbezirke des Vorkriegsdeutschlands ein Stück dieses Lebens selber geworden war. Marie von Bunsen, in London geboren, auf vielen Reisen im In- und Auslande bis in den Fernen Osten ihr aufgeschlossenes Wissen bereichernd, trat in die Öffentlichkeit zu einer Zeit, als die Frauenbewegung noch in ihren Anfängen stand. Sie war eine viel zu ausgeprägte Persönlichkeit und ein in sich geschlossenes Einzelwesen, als daß man sie als Trägerin der Frauenemanzipation ansprechen dürfte. Sie hatte aber den Mut, der in ihren Kreisen damals etwas bedeutete, ihr Leben nach eigenem Stil aufzubauen und zu leben. Ein kluger Betrachter des wilhelminischen Deutschlands hat sie einmal – und sie quittierte mit einem feinen Lächeln – den weiblichen Junggesellen genannt. Sie besaß durch eigene Studien erworbenes Wissen und konnte auf vielen Fachgebieten sachkundig mitsprechen, sie kannte die verwickelten Beziehungen des diplomatischen, politischen und gesellschaftlichen Lebens des alten Berlin – mit Kaiser Friedrich und seiner Gemahlin hatte sie enge Verbindung – und hatte in allen Kreisen viele Freunde, die gerne den immer anregenden Verkehr mit dieser geistvollen Frau genossen, der durch eine sympathische Dosis von Fähigkeit zur Medisance noch anziehender wurde. Ihre Weltoffenheit und ihr Hineingeborensein in das internationale Leben bewahrten sie vor jeder Enge des Urteils, ohne ihr deutsches Herz zu beeinträchtigen, wenn sie auch für das Preußentum Bismarcks aus von ihrem Vater ererbter Feindschaft gegen den Kanzler kein tieferes Verständnis aufbrachte. Es war damals etwas durchaus Ungewöhnliches, daß eine Frau den Mut hatte, im Ruderboot auf fast sämtlichen Strömen Deutschlands als fahrender Junggeselle allein sich zu vergnügen. Der Bericht über diese Fahrt wird ebenso wie ihre Autobiographie und die Lebensbeschreibung ihres Vaters dokumentarischen Wert behalten. Marie von Bunsen war ein künstlerischer Mensch, ihre Aquarelle waren schon interessant genug, aber sie gehörte nicht zur Literatur, sondern mit ihrer Frische und Daseinsbejahung zum Leben, dem sie auch in neuen und unkonventionellen Formen aufgeschlossen blieb. Eines ihrer ersten Bücher trug den Titel „Gegen den Strom“ – gegen ihn ist diese tapfere Frau, ohne in eine ungesellschaftliche Fronde zu gehen, unter eigener Flagge mutig zeit ihres Lebens gesegelt. „Die Christen vor die Löwen!“ Über der Insel Nordstrand hat sich im Juni 1940 ein starkes Gewitter entladen, das das Wasser in den Regenbassins

schwarz färbte. Das Kieler Chemisch-Hygienische Institut, das um eine Erklärung der auffallenden Tatsache angegangen wurde, hat nach der Frankfurter Umschau in Wissenschaft und Technik, Heft 27 vom 7. Juli 1940, konstatiert, daß die dunkle Färbung hervorgerufen sei durch Rußteilchen, die höchstwahrscheinlich von Bränden großer Mlager im Norden Hollands und Frankreichs stammten. Sie seien durch den Wind weite Strecken fortgetragen und dann durch plötzlich einsetzenden Gewitterregen niedergefallen worden. Naturerscheinungen dieser Art — man denke vor allem an vulkanischen Aschenregen — stellen ein korpuskuläre Verunreinigung der Luft dar, wie solche Geschehnisse schon der Antike bekannt waren und vor ihr auf Grund mangelhafter Kenntnisse der kosmisch-atmosphärischen Zusammenhänge und einer falschen Religiosität auf abergläubische Weise gedeutet worden sind. Man sah in ihnen Prodigien, d. h. Vor- und Wahrzeichen kommenden Unheils und eine Zornesäußerung der Götter, die es galt, in sakraler Weise zu versöhnen durch öffentliche Bußgebete und außerordentliche Opfergaben (Pia-cularopfer). Wurde doch u. a. in Rom im Jahre 216 v. Chr. unter dem niederschmetternden Eindruck der im Punischen Kriege erlittenen Niederlagen auf Anordnung der Sibyllinischen Bücher ein gallisches und ein griechisches Menschenpaar auf dem Forum boarium lebendig begraben (Livius 22, 57). Gerade aus jener Zeit des Zweiten Punischen Krieges und der ihm folgenden kleinasiatisch-griechisch-mazedonischen Kriege, die die Gemüter der Römer schwer bedrängten, weiß Livius zu wiederholten Malen (39, 46 und 56; 40, 19) von einem „Blutregen“ zu berichten, der in Rom und anderswo niedergegangen sei — in der Tat handelte es sich um Wüstenstaub (Passatstaub), der vom Sturm hochgewirbelt und weithin fortgetragen nach Eintrocknung des mit ihm niedergegangenen atmosphärischen Wassergehaltes eine rötliche Spur hinterläßt (andern Ursprungs ist der rote oder sonstwie farbige Schnee, der durch winzige Algen in den hochgelegenen Eisfeldern erzeugt wird) — ein Prodigium, das schon Homer (Ilias 11, 53 und 16, 459) bekannt war und von ihm als „Schlachtengememel“ gedeutet ward. In Erd- und Stein- und Kreideregen, d. h. in Unwetter jeder Art, in Blitz- und Hagelschlag, zumal wenn geweihte Stätten verheert wurden, in Mond- und Sonnenfinsternissen und Meteorfällen, in Erdbeben, Seuchen und Überschwemmungen, in Zwittergeburten sieht Livius entsprechend dem Volksglauben seiner Zeit (45, 16; 38, 36; 39, 22; 40, 2; 40, 59) mantische Schreckenszeichen. Der Weg führt aus der ältesten griechisch-römischen Kultur zu jener der Spätantike. Horaz (Oden I, 2) und mit ihm Vergil (Georgica I, 446 — 448) und Ovid (Metamorphosen XV, 782 ff.) sehen im Erscheinen eines Kometen, in ungeheurem Schneefall, in Hagel und Blitz, in einer Überschwemmung durch den Tiber, wie eine solche häufig genug in Rom an der Mündung des Flusses sich ereignete (Livius 38, 28; 40, 2), ein böses Vorzeichen für die Zukunft des Staates. Dieselbe abergläubische Geisteshaltung ließ die sinkende Antike die Christen ihrer Zeit verantwortlich machen für öffentliche Drangsale jeder Art, indem man meinte, sie hätten durch ihre Gottlosigkeit, d. h. durch ihre Verachtung der angestammten Staatsreligion und der „vaterländischen Sitte“ (Livius 1, 31; Origenes G. Cels. 5; 25; Julian Apost. Br. 42) die Götter erzürnt, und die Götter hätten in ihrem Zorn die Heimsuchung geschickt. So entstand u. a. der bekannte Ruf der erregten Masse: „Die Christen vor die Löwen!“ Der Kirchenschriftsteller Tertullian (2. Jahrhundert n. Chr.) sagt in gefeilter Sprache (Apol. 40): „Wenn der Tiber in die Mauern (Roms) steigt, Wenn der Nil nicht über die Ländereien geht, Wenn der Himmel erstarrt (nicht regnen läßt), Wenn die Erde bebt, Wenn

die Hungersnot (drückt), Wenn die Pest (wütet), Gleich heißt es: die Christen vor die Löwen." (Vgl. Antike und Christentum. Kultur- und religionsgeschichtliche Studien von Prof. Dr. F. J. Dölger, Bonn, Bd. IV, Heft 2, Münster i. W. 1940). Wenn der eine Fluß steigt — zum Unglück, und der andere nicht steigt, wiederum — zum Unglück, stets haben die Christen die Schuld, eine unlogische Art, sagt Augustinus (Gottesstaat 3, 31), unter der wir zu leiden haben. — Als im Jahre 410 Alarich an der Spitze seiner Westgoten in das „Ewige Rom“ eingedrungen war und die Stadt und das Reich dem Untergang geweiht schienen, hieß es erst recht: „Schlimmer als je wird jetzt, in christlichen Zeiten, die Welt heimgesucht.“ „Als wir unseren Göttern noch Opfer brachten, stand Rom unbezungen da, war Rom glücklich; jetzt, da das Opfer eures Gottes überall verbreitet ist und uns die Opfer verwehrt sind, seht, was Rom zu erdulden hat“ (Augustinus, Sermo 296). Damals ergriff das Universalgenie eines Augustinus, groß als Christ und Römer, das Wort, um in seinem gedankentiefen „Gottesstaat“ die erste christliche Geschichtsphilosophie zu schreiben, in der er die Wirksamkeit der geistig-übernatürlichen Kräfte als der ewigen, absoluten und gottverwandten der Gewalt aller irdisch-niedrigen Interessen entgegenstellte und der Hoffnung Ausdruck verlieh auf den Endsieg der ersteren. Dort (21, 8) steht inmitten einer zeitgeschichtlich bedingten Untersuchung über den Begriff des Wunders der Satz: „Ein Vorzeichen, eine Ankündigung (portentum), d. h. ein Naturereignis, das Künftiges anzeigt, kommt nicht zustande gegen die Natur, sondern (nur) gegen die uns bekannte Natur.“

Das Unglück der Völker. Die Darstellung der Geschichte begnügt sich nicht damit, die großen Ereignisse der Vergangenheit zu untersuchen. Sie trachtet danach, zu verstehen. Sie will wissen, warum das eine Volk groß und mächtig aufstieg und das andere in die Dunkelheit der Vergessenheit hinabsank. Je nach der Einstellung wird der eine Historiker aus der unendlichen Fülle der wirkenden Mächte die eine oder andere herausgreifen. Der historische Materialismus machte die wirtschaftlichen Verhältnisse verantwortlich für den Lauf der Geschichte. Für andere sind die führenden Männer entscheidend. Sie sehen in dem überragenden Staatsmann den Grund zum Aufstieg, im Schwächling das Unglück der Völker. Ludwig Pfandl hat uns ein ausgezeichnetes Buch über Philipp II. geschenkt, in dem er den bedeutendsten spanischen Monarchen darstellte. Jetzt bietet er uns das Gegenstück im schwächlichsten aller Könige, die auf spanischem Throne saßen: „Karl II. Das Ende der spanischen Machtstellung in Europa“ (München, Georg D. W. Callwey. Preis RM 12,50). Dieser arme, unglückliche Sproß eines im Kern erkrankten Hauses, dieser Nachkomme jenes Philipp II., der einst als der mächtigste Herrscher der Welt galt, war kein schlechter Mensch. Er hatte den besten Willen und zweifellos auch einen anständigen Charakter. Aber er war das Werkzeug der Geschichte, um Spaniens Machtstellung in Europa endgültig zu zerstören. Die Frage, die sich dem Leser dieses Buches aufdrängt, heißt aber, warum konnten die Wohlgesinnten in der Umgebung des kranken Herrschers nicht durchdringen. Daß sie vorhanden waren, zeigt uns Pfandl sehr eindringlich. Daß der König und vor allem seine hervorragende Mutter, die auch großen Einfluß auf ihn ausübte, sie begünstigten, wird eingehend dargelegt. Geht die Lehre, daß die Schwäche des Königs allein an allem schuld war, nicht zu weit? Wir sehen, wie im Nachbarlande Frankreich ein Mann regierte, der genau das Gegenteil des spanischen Königs war, Ludwig XIV., herrschsüchtig, rücksichtslos, auf Eroberung aus, treulos und wortbrüchig, dazu versehen mit einem ausgezeichneten

Heere. Als er starb, hinterließ er ein völlig ausgeblutetes Land. Es war die Tragik Spaniens, daß es sowohl zunächst während des Aufstieges des Sonnenkönigs wie später unter seinem Zusammenbruch zu leiden hatte, da dazwischen der Tod König Karls II. von Spanien und die Thronbesteigung der Dynastie Bourbon in Madrid lagen. Fast erscheint es, als ob auch die Krankheit König Karls II. nur ein Werk der Vorsehung war, die Spanien zum Niedergang verurteilt hatte.

RAINER MARIA RILKE

Brief an August Sauer

Eine Zuschrift aus Leserkreisen auf den Aufsatz von Dr. F. M. Reifferscheidt „Bemerkungen“, Maiheft 1941, veranlaßt uns, den Brief Rilkes vom 11. Januar 1914, aus dem Reifferscheidt einen Satz stilistisch kritisiert hat, nachstehend mit freundlicher Erlaubnis des Insel-Verlages, Leipzig in seinem vollen Wortlaut abzudrucken.

Die Schriftleitung.

Paris, am 11. Januar 1914.

17 Rue Campagne-Première XIV^e.

Verehrtester Herr und Freund,

es ist mir wirklich recht, daß wenigstens wieder eine Bitte bei mir vorkommt (dieser mein unermüdlicher, unbescheiden ausgenutzter Anlaß zu Ihnen), so kann ich sie doch gleich zum Vorwand nehmen, Ihnen und Ihrer verehrten Frau im noch anfangenden Jahr Grüße und Wünsche darzubringen: möge es Ihnen ein reiches und erfreuliches werden, in der Arbeit sowohl als im Erleben, an dem es ja liegt, den Boden zu mischen, aus dem die Leistung und ihre Freude sich erheben möchte. Was meine diesmalige Bitte angeht, so muß ich ihr ein paar Anmerkungen voraus geben.

Seit meinem vorigen Winter ist mir Stifter zu einem ganz eigenen Gegenstand der Liebe und der Erbauung geworden: nie werd ichs vergessen, wie ich dort, im südlichen Spanien, von einem unerklärlichen Gefühl der Fremdheit gleichsam von allen Seiten angefallen, die ausgesprochenste Not empfand, mich zu etwas Vertraulichem zu retten; wie mir zu solchem Beistand kein Buch recht eigentlich auszureichen schien; wie ich mir schließlich, aus den Bänden, die der Insel-Verlag mir nach und nach zugesendet hatte, die schöne Sammlung „Deutsche Erzähler“ in meine Abende vornahm und, mich damit lassend, auch wirklich einen freundlichen Umgang voraus sah, der mir die nächsten Wochen mildern und innerlich aneignen dürfte; wie ich aber dann plötzlich, eines solchen Abends, meinem kleinen Kaminfeuer gegenüber, von dem unvergleichlichen „Gegenbild“ in den „Hagestolzen“ hineingerissen wurde und nun auf einer solchen Neigung meines Wesens diesen Blättern zustürzte, daß ich gewissermaßen ganz in ihrer Strömung mündete und aufging —. Worauf es wirklich Stifter wurde, der mich Abend für Abend den Einflüssen einer mich großartig überholenden Natur entzog, um mir in seiner verhältnismäßigen Welt reine Unterkunft und geschützte Erfreuung zu bieten. Ich hatte mir (wiederum vom Insel-Verlag) die „Studien“ kommen

lassen, sie beschäftigten mich lange. Und nun, genau ein Jahr später, schickt mir ein Bekannter aus London den ‚Nachsommer‘ (in der alten Ausgabe von 1857, Pest, bei Gustav Heckenast —, der ersten?), und obgleich dieses weitläufige, ganz der Länge nach entsponnene Werk nicht die Hinreißung gewisser Seiten in den ‚Studien‘ mit sich bringt, so hab ich doch auch ihm so viel Fassung zu verdanken, daß ich den deutlichsten Antrieb fühle, Stifters weitere Werke zu besitzen und die Bekanntschaft mit dem übrigen nicht den Zufällen zu überlassen, die sich auf Jahresabstände einzurichten scheinen. Mir wäre nun vor allem um die ‚Briefe‘ (mit einer Lebensbeschreibung drei Bände, Pest 1869) zu tun und um die beiden Bände der ‚Bunten Steine‘ (1853 ebendort); nur schrieb mir mein Londoner Freund, daß diese alten Ausgaben mehr und mehr zu den Seltenheiten gehören. Nun schlage ich gestern zur Orientierung Meyers Konversationslexikon auf und finde, zu meiner Freude, dort vermerkt, daß die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen mit der Herausgabe von Stifters Sämtlichen Werken beschäftigt sei. Und daraus entspringt nun die durch diese lange Vorgeschichte verhaltene Bitte: mir zu schreiben, verehrter Freund, ob diese Edition tatsächlich im Gange oder gar abgeschlossen sei. Ob eine Möglichkeit für mich bestünde, sie, etwa mittels Teilzahlungen, zu erwerben. — Zwar geb ich darüber den Wunsch, alte Exemplare aufzutreiben, nicht völlig auf; aber es dürfte sich ihm ja nur schwer und vielleicht sehr langsam nachkommen lassen. Dann, gestehe ich offen, verlockt mich zum Besitz jener neuen Ausgabe auch die Vermutung, daß ihre Anlage auf Ihrer Sorgfalt und Erfahrung beruhe, ja am Ende sogar (da Stifter, wie ich nicht zweifle, auch Ihnen ganz besonders zu Herzen reicht) durch Sie mit einer eindringlichen Einführung versehen worden ist.

Irr ich mich, oder ist er wirklich eine der wenigen künstlerischen Erscheinungen, die uns dafür entgelten und darüber trösten, daß es Österreich, dem eine eigentliche Durchdringung seiner Bestandteile in keinem Sinne beschieden war, zu einer ihm eigenen Sprache nicht hat bringen dürfen? Je älter ich werde, je schmerzlicher führe ich diesen negativ vorgezeichneten Posten mit, er steht gleichsam als Schuldübertragung auf jeder neuen Seite meiner Leistungen obenan. Innerhalb der Sprache, deren ich mich nun bediene, aufgewachsen, war ich gleichwohl in der Lage, sie zehnmal aufzugeben, da ich sie mir doch außerhalb aller Sprachereinerungen, ja mit Unterdrückung derselben aufzurichten hatte. Die unselige Verührung von Sprachkörpern, die sich gegenseitig unbekömmlich sind, hat ja in unseren Ländern dieses fortwährende Schlechtwerden der Sprachränder zur Folge, aus dem sich weiter herausstellt, daß, wer etwa in Prag aufgewachsen ist, von früh auf mit so verdorbenen Sprechabfällen unterhalten wurde, daß er später für alles Zeitigste und Zärtlichste, was ihm ist beigebracht worden, eine Abneigung, ja eine Art Scham zu entwickeln sich nicht verwehren kann. Stifter, in der reineren Verfassung des Böhmerwaldes, mag diese verhängnisvolle Nachbarschaft einer gegensätzlichen Sprachwelt weniger wahrgenommen haben, und so kam er, naiv, dahin, sich aus Angestammtem und Erfahrenem ein Deutsch bereit zu machen, das ich, wenn irgend eines, als Österreichisch ansprechen möchte, soweit es nicht eben eine Eigenschaft und Eigenheit Stifters ist und nichts anderes als das. Erstaunlich ist aber die Stärke der Gültigkeit, mit der es sich durchsetzt, auch wo es nur im persönlichsten Bedürfnis seinen Ursprung hat, für das in der Beschränkung so weite Erlebnis dieses Geistes die lautere Gleichung aufzustellen. Wenn man, nach der einen Seite hin, den Dichter daran

ermessen mag, wie weit sein Ausdruck auch noch den unzugänglichsten Verhältnissen seiner Seele entgegenkommt, so wird man Stifter zu den, in diesem Verstande, glücklichsten und somit auch größten Erscheinungen zu rechnen haben...

Mich am Rande der achten Seite antreffend, schließe ich eilig Bitten, Berichte und Fragen mit dem alten Schlusstück aus Dankbarkeit und Verehrung, das ich nie wiederhole, ohne es neu zu bilden und Zug für Zug nachzufühlen.

Ihr Rilfe.

HILDEGARD AHEMM

Die Aufgabe

Erzählung

Als ob das Ohr blinzeln könne, dachte Keitlinger und drehte sich in seinem Bett auf die andere Seite, um weiterzuschlafen. Aber das noch nicht vom Denken, sondern nur vom Gehör aufgenommene Geräusch, das ihn geweckt hatte, ließ ihn nicht dazu kommen. Es war ebenso ungewohnt wie eindringlich und Keitlingers Müdigkeit nicht groß genug, es abzuwehren. Wenn wir bei seinem Ausdruck bleiben wollen, so blinzelte sein Ohr schon wieder und zwar wesentlich wacher und interessierter nach diesem Geräusch. Es blinzelte nach ihm aus einer alten, lange vergessenen Gewohnheit. Es erinnerte sich und wünschte, auch den Schläfer an Vergangenes zu erinnern. Keitlinger mußte sich dem Willen seiner Ohren fügen. Er lag auf dem Rücken und lauschte. Es rieselte in den Dachrinnen. Tropfen fielen auf die Fensterbleche. Es hatte zu tauen begonnen.

Die Ohren verbanden die Taunächte der Vergangenheit und die jetzige Nacht, sie hörten ein immer Gleiches, Bekanntes, Wiederkehrendes aufs neue, aber in engster Verknüpfung mit dem bereits oftmals Erlebten. Der Lauschende jedoch konnte diese Verknüpfung nicht finden. Im Gegenteil, er grübelte darüber nach, was früher so ganz und gar anders gewesen war in einer Taunacht als heute.

Gewiß, es waren Jahre vergangen, seit er dieses eigentümliche Klopfen auf den Fensterbrettern zum letzten Male gehört hatte, Jahre schweren, traumlosen, freudlosen Schlags. Und man kann es einen Zufall nennen, denn diese Jahre waren durchaus noch nicht zu Ende, daß ihn in dieser Nacht das Schmelzwasser wieder einmal geweckt hatte. Aber warum war dieses Gewecktwerden so ganz anders, als es früher gewesen war? Er erinnerte sich jener lange zurückliegenden Nächte, in denen das Aufbrechen des Eises, das Nachgeben des Schnees, das Rieseln und Rauschen der wieder lebendig gewordenen Wasser ihn aufgerufen hatten wie zu neuem Leben, ihn mit Erwartung, Hoffnung und unbedingter Begeisterung erfüllt hatten. Er horchte nach innen. Aber umsonst, nichts vom Einstigen regte sich dort. Dieses Innere blieb still, als wäre es tot. Sein Ohr war wohl das gleiche geblieben, sein Herz war anders geworden. Was er hörte, vernahm es nicht mehr. Es hatte keine Erwartungen, keine Hoffnungen, keine Begeisterung mehr, die aufspringen und mit dem Südwinde draußen um die Wette laufen wollten.

Er schalt sein altes, gewohnheitshöriges Ohr, das ihn dennoch geweckt hatte, und versuchte es aufs neue mit dem Schlaf. Doch sein Körper war viel weniger

müde als seine Seele. Und wollen wir es einen Zufall nennen, daß dieser Körper von seinen jahrelangen Anspannungen durch eine kleine, schon abklingende Krankheit ausgeruht und munter geworden war, so war es ein glücklicher Zufall. Denn der erfrischte Körper zwang die lustlose Seele, sich mit dem Leben wieder einmal zu befassen, er ließ Reitlinger nicht wieder einschlafen.

Nun war diese Betrachtung seines jetzigen Lebens für Reitlinger keineswegs erfreulich. Man könnte sie eher als unerquicklich bezeichnen, wenn man die sich oft erst später einstellende Auswirkung eines seltenen Nachdenkens über sich selbst außerhalb der Erwägung ließe. Aber geneigt, die Vortheile innerer Beschäftigung nicht leicht zu nehmen, fühlen wir doch früher als Reitlinger, daß diese Taunacht, trotz ihrer scheinbaren Wirkungslosigkeit, einiges in ihm lösen und wieder lebendig machen sollte.

Wir können nicht umhin, ihn, genau wie er sich in dieser Nacht besonders deutlich sah, von seinem Leben unerfüllt und durch nichts die natürlichen Aufgaben einer gegebenen Anlagen und Fähigkeiten erfüllend, vor uns zu sehen.

Mein Gott, wie lange, dachte er, wie lange, drei Jahre, fünf Jahre? Wie lange halte ich dieses Dasein schon aus! Wie lange stehe ich nun schon vom Morgen bis zum Abend in der Empfangshalle von Mattes & Co. und bin bereit, den Eintretenden in sechs, notdürftig sogar in acht Sprachen Auskunft zu geben, in welchem Stockwerk sie Brokat oder Spitze oder sonst irgend etwas bekommen können. Manchen Tag kommt nicht ein einziger, der diese Auskunft in einer anderen als meiner Muttersprache von mir verlangt. Und dabei wäre ich nicht nur zu dieser achtsprachigen Auskunft imstande, sondern könnte den Fragenden mehr von ihren hinter den Grenzen liegenden Ländern erzählen, als sie selbst davon wissen.

So war es. Reitlinger hatte sich jahrzehntelang mit mehr oder weniger materiellem Glück, aber offenen Sinnen, ja beinahe mit einer Art Forscherleidenschaft durch die Welt geschlagen. Und das Gefühl, weit mehr zu wissen und zu können, als von ihm je verlangt werden würde, dieses Gefühl, verbunden mit der erzwungenen Eintönigkeit seines Lebens, in die das Schicksal ihn verschlagen hatte, und in der es ihn festhielt, machte ihn bitter.

Und wie lange werde ich dieses Dasein fortführen müssen, in das ich mich für Hilith verstrickt habe, die nicht mehr da ist und nie wiederkehren kann, dachte er weiter, und wir wissen, warum diese plötzlich einmal wieder wach aufgenommene Taunacht ihn nicht, wie früher, mit Erwartung, Hoffnung und Begeisterung erfüllte.

Er lag und horchte hinaus in die tropfende, rieselnde, fremde Verlockung des Glücks. Sein Leben, fühlte er, war zu Ende, während draußen das Leben sich wunderbar und geheimnisvoll erneuerte.

Er machte Licht, um sich abzulenken von jenem Geschehen, das ihn nichts mehr anging. Der Lampenschirm spiegelte sich in den Wänden des breiten Rosenholzbettes und glänzte auf der mattgelben Seide der Decke. Wie überdrüssig war er der Schönheit seiner Umgebung, der reichen Geborgenheit seiner armseligen Existenz. Verloren hingen seine Blicke an der Bronzeuhr, ehe sie begriffen, wie spät es war.

Es war noch früh am Morgen, aber er wollte doch nachsehen, ob Frau Liagre auf war. Sie hatte wenig Schlaf, alt wie sie war, vielleicht konnte er schon Tee bekommen. Er wollte frühstücken, lesen und sich selbst vergessen.

Seine Füße gingen lautlos über die weichen Teppiche der Diele und ermutigt auf den schwachen Lichtstreifen zu, der auf der Schwelle einer Tür lag und verriet, daß man im Zimmer war.

„Sie hätten klingeln sollen, Herr Reitlinger.“

Die alte Frau, noch das große schwarze Buch in den Händen, in dem sie gelesen hatte, blickte ihn vorwurfsvoll an. Ihr großzügiges Gesicht mit der starken, gebogenen Nase, den vollen Lippen und den dunklen, weitsichtigen Augen beirrte ihn jedesmal, wenn er es sah. Es war so friedlich, wie er friedlos, so kraftvoll, wie er schwach, so lebendig, wie er müde und lebensunlustig war.

„Warum? Ich kann doch auch kommen, oder störe ich Sie?“

Er deutete auf das Buch, das sie auf das schmale Lesetischchen zurückgelegt hatte.

„Sie wissen, daß Sie krank sind und noch nicht aufstehen sollen.“

„Warum nicht? Es ist ganz gleichgültig, ob ich gesund werde oder nicht“, widersprach er und kam sich dabei vor wie ein dummer Junge. Immer kam er sich dieser alten Frau gegenüber so vor, und oft hatte er das Gefühl, sie gehöre einer Menschenart an, die älter, erfahrener, gereifter war als die seine, und nie könne er so alt werden wie sie, was ihn reizte und jugendlich dümmner machte, als er war.

„Es ist durchaus nicht gleichgültig, ob Sie gesund werden oder nicht. Sie wissen genau wie ich, daß jeder Mensch die Pflicht hat, sich dem Leben oder das Leben in sich zu erhalten.“

Sie war aufgestanden und legte zur Bekräftigung ihrer Worte die Hand auf das geöffnete Buch. Er erinnerte sich, wie oft er sich gefragt hatte, was diese Frau noch von ihrem Dasein hatte. Es sah nicht anders aus, als lebe sie nur, um ihm, diesem selbst ganz unwesentlichen Ulrich Reitlinger, Wohnung und Häuslichkeit zu geben.

„Wozu sich dem Leben erhalten?“ Er fragte es jugendlich trohig, was er immer mehr wurde, je länger er ihr gegenüberstand. „Wozu? Wofür? Mein Leben hat weder Sinn noch Zweck. Außerdem“, fuhr er gelassen fort, denn es ärgerte ihn, sich preiszugeben, „außerdem fühle ich mich ausgezeichnet. Ich wollte heute nur etwas früher meinen Tee.“

„Unser Leben gehört nicht uns allein. Vielleicht gehört es uns am allerwenigsten. Niemand hat es sich selbst gegeben, also darf es auch niemand ablehnen.“

Er erkannte das Buch, in dem sie gelesen hatte, und dachte daran, daß er schon manchmal überlegt hatte, ob sie in irgendeiner Richtung gläubig sei.

Ihre weitsichtigen Augen folgten seinem Blick, und mit einer leichten Kopfbewegung, als deute sie auf Menschen, die neben ihr standen, unsichtbar, aber auf irgendeine Weise vorhanden, fragte sie:

„Meinen Sie, Herr Reitlinger, diese da wußten, warum sie durch die Wüste zogen, einzig geboren, um diese Wanderung durchzuhalten?“

Es lag ihm auf den Lippen zu fragen, ob sie meine, es gäbe einen Gott, der das Schicksal macht und Sinn hineinlegt in das Sinnlose. Aber sie entthob ihn der Frage, die er nicht gestellt hätte, sondern lieber, wenn auch ein wenig drückend, auf sich beruhen lassen wollte.

„Wir sehen nur den Anschein. Den Sinn, den das anscheinend Sinnlose, Wertlose oder gar Schmerzliche hat, sehen wir nicht, weil wir kein Auge für die Zukunft haben und keinen Verstand, zu erfassen, was wir selbst wirklich bedeuten, unterbauen, aufrichten oder niederreißen helfen durch unser bloßes Vorhandensein.“

Es war ihm klar, daß er ihr nicht länger zuzuhören wünschte, uralt und weise vielleicht wie sie, viel zu jung noch immer und unglücklich wie er war. Doch statt sich umzudrehen und das Zimmer zu verlassen, was er vorhatte, sagte er:

„Sagen Sie nur noch, ein Gott mache uns unglücklich, um aus unserem Unglück etwas aufzubauen! Das Paradoxe zu glauben ist doch unmöglich.“

„Glauben kann man überhaupt nur das Paradoxe, denn das Klare kann man begreifen. Aber davon wollte ich gar nichts sagen, sondern nur davon, daß wir leben müssen, gut oder schlecht, weil wir nicht wissen, wozu wir leben, zu welchem sich vielleicht ganz unerwartet eröffnenden Zweck.“

„Also leben, um zu warten auf etwas, was vielleicht nie kommt.“

„Leben, um zu warten auf das, was das Leben mit uns vorhaben könnte, und uns auf die Gewißheit einstellen, daß es etwas mit uns vorhat, denn nichts auf der Welt ist überflüssig, auch der Schmerz nicht. Nicht einmal das Unrecht. Es hilft das Recht aufrichten für Künftiges.“

„Damit es wieder umgerissen wird.“

„Wahrscheinlich. Aber erst, nachdem es Gestalt angenommen hat fürs Übernächste.“

„Also leben für nichts als ein dauerndes Auf und Ab.“

„Und für die Idee, die in diesem Auf und Ab liegt.“

Er fühlte, daß sie wußte, er betrachte sie, als wolle er sagen: Nun verrate mir einmal, wofür du zu existieren meinst. Er fühlte, daß sie es wußte, obgleich ihre weitsichtigen Augen ihn kaum erkennen konnten, so dicht stand er vor ihr.

„Vielleicht habe ich nur gelebt, um Ihnen das heute zu sagen“, nahm sie die Antwort auf seine zweisehlende Betrachtung auf, „und Sie werden vielleicht Jahre gebrauchen, in denen Sie warten und warten, ohne zu wissen, worauf, um eines Tages keine größere Aufgabe erfüllen zu dürfen als die, die ich eben erfüllen mußte.“

Sie hatte das Buch zugeschlagen, und er war erleichtert, daß sie es ihm nicht angeboten hatte. Übrigens konnte er einmal hineinsehen, er hatte es drüben irgendwo in einem Winkel des Bücherschranks. Schließlich konnte er einmal die Geschichte von der Wanderung durch die Wüste durchblättern, denn er wanderte ja auch nicht gerade durch blühende Täler.

„Warten und uns bewahren für das, was einmal von uns verlangt wird“, sagte sie und ging an ihm vorüber, klein, schwer und alt, sehr alt, als gehöre sie zu einer älteren Menschenart als er.

Warten, dachte er, als er in sein Zimmer zurückkehrte, vielleicht wirklich warten und wach bleiben für das, was man sein könnte.

Und sein Ohr blinzelte nach den fallenden Tautropfen vor dem Fenster und hörte das Rieseln in der Regenrinne wärmer als vorher.

PAUL FECHTER

Theaterausklang

Der Sommer mit all seinem Überflutwang von Grün und Blüten hat dem Berliner Theater nichts anhaben können. Premiere auf Premiere, vom Staatstheater bis zur Frankfurter Allee; Unter den Linden spielte Hilde Körber zum mehr als hundertstenmal die „Gattin“, fremde Gastspiele brachten den Widerschein europäischen

Theaters — überall regte sich bis in die stillen Wochen des Jahres neues Leben, und überall waren die Häuser ausverkauft oder zum wenigsten sehr gut besucht. Der Theaterstadt Berlin hat der Krieg nichts anhaben können — im Gegenteil.

Den Reigen der Gäste eröffneten diesmal die Ungarn: das Budapest Staats-

theater spielte im Schillertheater den Urfaust und das Märchen von „Ezongor und Zünde“, eine zarte graziöse Dichtung von Wörösmarthy. Sie brachten bestes Theater, im Urfaust sehr konzentriert, mit gedrängter szenischer Anordnung im Bildhaften, und mit einer starken schauspielerischen Leistung: dem Gretchen von Eva Szörenyi. Aus der Riesenbühne des Schillertheaters hoben die Bühnenbauten nur einen schmalen Mittelteil heraus; helle, einfach in gotische Treppengiebel geschnittene Räume unter Rund- oder Spitzbögen gaben Dom oder Studierzimmer, Auerbachs Keller oder Gretchens Stube. Darstellerisch stand Fräulein Szörenyi als Gretchen im Mittelpunkt: sie brachte eine Leistung von starker Kraft und Leidenschaft, die gegen das Ende hin immer mehr anstieg und ihr mit Recht einen großen Erfolg einbrachte.

Von sehr anderer Art war das Märchen von der Liebe des jungen Ritters und der schönen Fee Zünde, die durch allerhand Spuk und Fädellichkeiten hindurch endlich den Weg zueinander finden. Es war ganz auf Leichtigkeit, Spiel und vorübergehende Visionen im Bildhaften gestellt, ein buntes Traumspiel im huschenden Rhythmus ungetanzter Tänze, in Farbe und Heiterkeit getaucht, und nur ein wenig überschattet von der Melancholie des Vergänglichen und der Ahnung tieferer Bedeutung. Es gab reizende Dekorationen, farfarbig, mit allerhand Transparentwirkungen zum Märchen hinüber; es gab reizend spielerische Gestalten wie die drei maunzenden, springenden Teufelsföhne, die dem diskret gedämpften Spiel der Helden einen scharmanten Hintergrund gaben; das Resultat war stürmischer Beifall von Ungarn und Nichtungarn und die Hoffnung, ein anderes Mal mehr von dieser wertvollen Arbeit zu sehen.

Den Ungarn folgten die Schweden, das Stockholmer königliche dramatische Theater, das mit Strindbergs „Gustav Wasa“ kam. Das Erlebnis war im Nebeneinander sehr merkwürdig: man empfand den bildhaften Eindruck der Schauspieler wie Erinnerungen an schwedische Malerei, an die merkwürdige, nordisch unterkühlte Phase der impressionistischen Farbigkeit, obwohl die Bühnenbilder im übrigen mit Strenge und Takt die Echtheit des Historischen in den Vordergrund stellten und damit die Gestalten zu einer Art

von Holbeinhaltung zwangen. Auch dichterisch brachten die Schweden eine moderne Abwandlung der Geschichtstreue der Meininger: das Schauspiel stand vor dem Leben, aber aus der Zeitstimmung hob sich die bleibende Welt des Menschlichen; über Kostümen und Zeitgesichtern stiegen wenigstens in den Hauptakturen Variationen des bleibend Gleichen auf, ergab sich jenseits des Historischen ein unmittelbar Dramatisches, das sich für den der Sprache nicht Kundigen nun seltsam mit dem unmittelbar Dramatischen des Schauspiels verwob. Der erste Akt mit seiner unheimlich drohenden politischen Stimmung, dem stummen Kommen und Gehen der melenden Soldaten, dem fernen Trommeln, schließlich dem wortlosen Hinwerfen der blutigen Mäntel zweier eben herausgerufener Männer, war ein Musterbeispiel dieser Dramatik an sich, jenseits der Worte, die von der Szene herab stärker ergreift als alle dichterische Diktion.

Thema des Dramas ist eine Episode aus Gustav Wasas späterer Regierungszeit, ein Konflikt, der sich auf Grund seiner Einführung des neuen protestantischen Glaubens zwischen ihm und den Vergleuten und Bauern von Darlarnе ergibt. Gustav führt seine Reformation konsequent durch, ohne Furcht auch vor Bluturteilen: am Ende kommen die Bauern, die auf Stockholm ziehen, nicht wie er fürchtete, als Feinde, sondern als Freunde, weil sie die Anfänge seines Weges als seine Helfer mit ihm durchlebt haben. Um diese Hauptlinie geht eine Fülle historischer und dichterischer Rankenwerks, neben dem König steht eine Menge geschichtlicher und ungeschichtlicher lebendiger Gestalten: historische Miniaturen und Drama durchdringen sich um so stärker, als der gepflegte Hoftheaterstil immer wieder das Objektive in den Vordergrund stellt. Von den Darstellern hob sich Herr Lars Hanson, bekannt aus Garbofilmen, als König Gustav und Herr Olof Widgren als Prinz Erik heraus — Larson mit einer breitflächigen Vitalität des königlich bäuerlichen, Widgren mit einer gelegentlich Modernes streifenden Intensität der Gestaltung des Dekadenten, Pathologischen.

Den Abschluß der Gastspielreihe und zugleich den Abschluß der Spielzeit brachten die Bulgaren, das Nationaltheater aus Sofia. Sie spielten „Kabale und Liebe“

und Iwan Wajoffs „Geächtete“, eine ihrer ersten nationalen Dichtungen, und zeigten wieder einmal, daß jeweils das Volkseigene auch draußen die stärkere Wirkung hat. Die Geächteten, entstanden aus einem Roman Wajoffs, spielen unter der bulgarischen Emigration vor der Befreiung des Landes von 1876, zeigen den Kampf der Revolutionäre, die aus der Heimat nach Rumänien geflüchtet sind und dort den Aufstand und den Kampf gegen die Türken vorbereiten. Mit Echtheit und Humor, unmittelbarem Landgefühl und Sinn für die Szene gestaltet, gleiten die Bilder vorüber von dem Regisseur Zankoff etwa im Sinn eines südlicheren Stanislawski sehr lebendig und stimmungsreich zusammengefaßt. Die Nachtsphäre des Anfangs in der Kneipe an der Donau — die Komödie spielt in Braila — das wandernde Singen der einzelnen Gruppen des Männerbunds, die temperamentvolle Werve und zugleich die behutsame Naturalistik der einzelnen Darsteller ergab einen Eindruck besten Theaters eigener Färbung, das streckenweise in seiner ausbrechenden Leidenschaft unmittelbar mitwirkte. Hier waren die bulgarischen Gäste vollkommen in ihrem Element: ihr Ehrgeiz war die Gestaltung ihres eigensten Besitzes mit ihren besonderen, nur ihnen eigenen Mitteln. Dieser Besitz und diese Mittel sind stark genug, daß sie sich an jede Aufgabe wagen dürfen: trotzdem ist zu sagen, daß das Interesse an der Aufführung von „Kabale und Liebe“ erheblich mehr ästhetisch bestimmt war als der Anteil an den Geächteten. Man fragte sich: wie wird Schiller auf bulgarisch aussehen, sah auf das Wie mehr als auf das Was. Man erlebte das Verhältnis der Bulgaren zum osteuropäischen Theater, das Bulgarische wirkte auf einem Umweg. Es ergab sich mehr ein Bildungs- und Wissensanteil als ein unmittelbarer: der stellte sich erst im Lauf der Aufführung ein, als die Kraft des elementaren Schauspiels mehr und mehr den Vordergrund gewann. Es gab ein paar ausgezeichnete Einzelleistungen, während bei den Geächteten mehr das Ensemble als Ganzes, als geschlossene Einheit wirkte: der Präsident von Walter des Herrn Kononoff, der ausgezeichnete Wurm des Herrn Michailoff waren Schauspiel von bester eutiger Art und Intention. Sehr zart die

Luise des Fräulein Tassewa, sehr gehalten der Ferdinand des Herrn Saeff. Die von innen her immer temperamentvoller steigende Regie des Herrn Zankoff riß die Zuschauer zu immer neuem Beifall und immer neuen Hervorrufen hin.

Neben den ungarischen Urfaust stellte Eugen Klopfer in der Volksbühne bald darauf der Tragödie ersten Teil, in einer Fassung, die ähnlich wie einst die Paul Roskes vor allem auf unmittelbare Wirkung auf unbefangene Zuschauer gestellt war. Klopfer, der selbst Regie führte, hatte die geistige Handlung, das Faustschißsal in den Hintergrund gedrängt zugunsten des Gretchenschißsals und hatte dieses wieder auf der eindringlichen Bildhaftigkeit der Umwelt aufgebaut. Er begann mit dem Vorspiel im Himmel, ließ rasch und leicht die Szenen bis zum Auftauchen Mephistos vorübergleiten, um dann breit und wuchtig die Liebestragödie auszuspielen. Er hatte eine ganze kleine mittelalterliche Stadt auf die Bühne stellen lassen, mit krummen Gassen und niedrigen winkligen Häuschen, einem alten Dom und einem wunderbar eingebauten verwunschenen Garten Marthe Schwertleins. Als Darsteller setzte er drei junge Schauspieler ein, so daß dies Drama des Gefühls auch von hier aus Kern der Aufführung wurde. Faust war Herr Borchert, von Anbeginn ein ungeduldig drängender leidenschaftlicher Jüngling: es hätte kaum des Zauberspruchs der Herenklüche bedurft, um ihm die Last der Jahre abzunehmen. Sein Mephisto, Herr Deltgen, wurde infolgedessen wesentlich zum Helfer in dem Spiel mit Gretchen und bekam schon von daher als Grundton die Ironie des Zynikers gegenüber Verliebten. Der geistige Umriss trat zurück, Herr Deltgen war ein Teufel mit Humor, der sich selbst ein bißchen komisch vorkam, wenn er Geschenke für Liebende besorgen muß: seine federnde, temperamentvolle Schärfe schuf eine Gestalt von vielem Reiz und starker Wirkung. — Gretchen war Maria Landrock, und sie war mehr Gretchen, als daß sie sie spielte. Das Grundproblem alles darstellenden Gestaltens wurde wieder einmal aufgerissen, auch in seiner Problematik: die reale Wirklichkeit eines jungen Menschen auf der Szene erwies sich als schwächer für die Phantasie wie die gespielte, gewollte Darstellung der Jugend durch einen Älteren, der statt der

Realität Kunst, statt des Seins Erfahrung einsetzt. Fräulein Landrock hat seit ihrem letzten Auftreten sehr viel hinzugewonnen: die Kerkerzene, der Monolog „Ach neige“ brachten Ausbrüche von starker Kraft: das Ergebnis des Ganzen war, daß man wieder das Erwachen dieser in ihrem Eigentlichen naturgemäß noch schlummernden starken Begabung weiter abzuwarten beschloß.

Einen neuen Dichter, der bisher nur durch Lyrik, allerdings sehr angenehm aufgefallen war, brachte das Staatstheater in einer repräsentativen Aufführung heraus: den jungen Hans Baumann, den der Verlag Eugen Diederichs unter seine Fittiche genommen hat und dessen Tragödie „Alexander“ sich mit eindringlicher Wirkung in die Reihe der Versuche der heutigen Generation stellt, ausgehend von der Welt Paul Ernsts eine neue vertiefte Form des Dramas zu entwickeln. Wie Curt Langenbeck verzichtet auch Baumann auf die unmittelbare Gestaltung: es geht ihm um das Ringen der Mächte hinter dem Einzelnen, dem bloßen Wirklichen. Die tragische Situation an sich soll nicht nur gezeigt, sondern erfasst mit ihren Mitteln hingestellt werden. Die naheliegende Gefahr der Abstraktion vermeidet Baumann von seiner lyrischen Grundanlage aus, die so stark ist, daß sie sein Drama trotz aller Schwächen des Baus bis zum Ende mit schönem Klang trägt. Schwierigkeiten macht nur der Beginn der Tragödie, weil die Aufgabe, aus der philosophischen Lyrik der Geschichte heraus eine dramatische Situation und aus dieser einen dramatischen Vorgang zu entwickeln, naturgemäß viel schwerer zu lösen ist, als wenn der Ansatz im unmittelbar Realen gegeben ist. Baumann braucht eine Reihe von Szenen voll schwerer schöner Verse, um die historische Situation Alexanders und das Problem, um das es ihm geht, zu klären: erst dann setzt in der zweiten Hälfte der Tragödie der dramatische Vorgang ein, der die Idee nun bühnengerecht macht.

Kern des Dramas ist die Auseinandersetzung zwischen Alexander dem Großen und seinen Makedoniern um die Frage, wem sein Werk gehört, für wen er es schafft und was der Sinn dieses Ringens ist. Alexander hat seine Scharen nach Asien geführt, hat die halbe Welt erobert, Korymbos, die Perseerin, zur Gattin genommen: für wen? Wozu die Tat, das Leid? — Die Heimat

ist fern, aus der er auszog: ihr gilt zuletzt doch alles, was er schuf, nicht Asien, nicht den eroberten Ländern, in denen er herrschte. Seine Makedonier lehnen sich auf: sie wollen heimkehren, finden den Sinn ihrer Taten und Siege nur in der fernen kleinen Heimat; Alexander, in dessen Herzen das große Heimweh in die Welt, nicht nur das kleine rückwärts gewandte lebt, weiß, daß der Sinn seines Werkes ist, Heimat überhaupt erst zu erschaffen. Sein Herz, sein Wesen umfaßt das Ganze, die Welt wird unter seinen Händen Heimat: die Seinen sehen nur das Einzelne und kehren sich von ihm. Sie weigern ihm den Gehorsam, erheben sich in offenem Verrat — bis das Schicksal und die Haltung des greisen Admirals Nearch, dessen Söhne Kleitos und Krateros sich zu Führern gegen Alexander erhoben, ihnen die Sinnlosigkeit ihrer Auflehnung klarmachen. Kleitos fällt von des Königs Hand, Krateros durch den Urteilspruch des Vaters: der große Mensch erweist sich noch allein, noch wenn er nach dem Verlust der Frau, des einzigen Freundes einsam seinen Weg gehen muß, als der stärkere gegenüber dem Widerstand der Kleinen; er siegt noch als ferner Mythos über ihre Ängste und Träume, die ihm folgen.

Das etwa scheint der Sinn der Dichtung, so weit man ihn im Hören von der Szene herab erfasst. Die Schwäche des Werks liegt im Bau, dem mehrfachen Ansatz, dem mehrfachen Ausklang: das Drama wird Rhapsodie, Gesang mehr als Tragödie. Seine Stärke liegt in der Intensität des Gefühls und der Sprache, die schön und schwebend das Ganze trägt, sich zuweilen zu Chorgefängen im Sinn der Antike verdichtet und niemals aus der erstrebten Spannung absinkt in Bereiche des Unverdichteten. Die Gestalten sind im wesentlichen Sprecher für sie, werden nicht Rollen, sondern Vertreter einer Partei des Ideellen; höchstens daß auf Seiten der Perser Orantes, der Bruder von Dareios, etwas von der Dämonie des Verrats mitbekommen hat. Das Ganze jedenfalls ist von starker Wirkung und eine wesentliche Bereicherung des Gesichts der jungen Generation.

Herr Gründgens hatte für den Autor getan, was er nur tun konnte. Er führte selbst Regie, er spielte selbst sehr nach innen gewandt den König, nicht den Helden, sondern schon seinen geschichtsphilosophischen Sinn.

er hatte für seinen Freund Hephaistion
Herrn Wieman und für den Admiral Nearch
Herrn Kayßler eingesetzt, der gegen das
Ende hin immer wunderbarere Töne mensch-
lichen Gelittens fand: er ließ Frau
Minna Lossens feierliche Stimme der Mut-
ter des Darius und holte aus Herrn Trug
als Chorführer eine Kraft, die man kaum
erwartet hätte. Er hatte von einem neuen
Mann, Egon Eiermann, Bühnenbilder von
anz starker Wirkung schaffen lassen: als
Rückhalt des Ganzen ein Stufenhalbrund
die die Sitzreihen eines antiken Theaters,
das, vom Licht verwandelt, zuweilen die
Illusion der weiten Meressfläche hinter den
Schiffen, zuweilen weiß bestrahlt einen fast
mirdischen, schwebend tragenden Grund für
die einsame Gestalt Alexanders bot, dann
wieder der ideale Raum für die Ordnung
der Satrapengestalten seines streng stilisier-
ten Festes war. Die braunen Agineten-
gestalten der Makedonier standen fast wie
Mastiten in dieser südlich raumlosen Licht-
welt, die ihren Erbauer in die Reihe der
interessantesten Bühnenbildner von heute
setzte.

Im Kleinen Haus kamen Freytags
„Journalisten“ neu einstudiert heraus —
in einer reizenden Aufführung unter der
Regie Herrn de Kowas. Die Beziehung des
alten Lustspiels zu Lessings „Minna von
Barnhelm“ wurde mit schöner Eindring-
lichkeit sichtbar gemacht: die Grazie des neun-
zehnten Jahrhunderts kam einmal beglück-
tend zur Geltung. Es gab eine Vorstellun-
g ohne jede Ironie und ohne Verwertung der
beliebten Plüscheffekte, die man sich sonst
leisten lassen möchte: Herr de Kowa hatte

das Ganze auf Lustspiel gestimmt und seinen
Konrad Holz, den Mann mit dem kleinen
Taschenherzen, auf eine skeptische Leichtig-
keit, die sehr hübsch wirkte. Ausgezeichnet
Herr Wildt als Oberst Berg, diskret und
nobil wie immer Herr Graf als Olden-
dorf — und zwischen ihnen allen Frau
Marianne Hoppe als Adelheid Runeck,
Minna von Barnhelm aus dem späten
Viedermeier des Vormärz, beschwingt wie
lange nicht, also daß es für sie wie für die
alte Komödie einen rauschenden Erfolg gab.

Das Deutsche Theater brachte Hanns
Johsts Grabbe-Drama „Der Einsame“
wieder einmal heraus, mit Theodor Loos
als Grabbe. Johst gab die Ballade vom
Untergang eines Menschen aus der absolu-
ten Welt, der den Zugang zu der des Re-
lativen nicht finden kann, Monologe eines
Besessenen des Wortes, der einmal in einer
Frau die Ruhe des Schweigens fand; sie
starb, und sein Untergang wurde Schicksal
für ihn und die ihn streiften. Das Stetige
ist ihm mit ihr verlorengegangen: er ver-
sinkt und sein Leben zerbricht, bis am Ende
der Tod Klarheit und Erlösung in die
Wirrnisse bringt. — Im gedrängten Sprach-
stil der expressionistischen Zeit gleiten die
Szenen vorüber, aufleuchtende Bilder über
dem Dunkel, unter den Händen von Herrn
Loos eine menschliche Tragödie von innerer
Durchseeltheit, wie sie nur ein Mann zu
geben vermag, der selbst vom Erlebnis des
jenseitig Absoluten weiß. Er trug die Dich-
tung in einer geschlossenen Spannung bis
zum Ende, eine schauspielerische Leistung,
die man zu den schönsten Ergebnissen dieses
Winters stellte.

Literarische Rundschau

Altdeutsche Meisterholzschnitte
zu den Gaben, mit denen der Alfred Me-
yer-Verlag, Berlin, in den letzten Jahren
denken und Liebhaber der bildenden Kunst
geschenkt, gehört auch die jüngst erschienene
Mappe mit hervorragenden Reproduktionen
von 18 Holzschnitten, in denen die
Kunst der Dürer-Zeit in ihrer Fülle
zur Anschauung kommt: A l t d e u t s c h e

K ö p f e in Meisterholzschnitten.
(Bildnisse des 16. Jahrhunderts aus
dem Berliner Kupferstichkabinett. Heraus-
gegeben von Friedrich Winkler mit beschrei-
bendem Verzeichnis von Hans Möhle.) Es
zeigt sich hier eine solche Sicherheit der
Strichführung und Kraft der Darstellung,
ein solch elementarer Blick für das Wesent-
liche der abkonterfeiten Person, daß man ver-

sucht ist, aus dem jähen Reichtum dieser Blüte ihr schnelles Ende zu erklären. Weder vorher noch nachher hat es diese Meisterschaft des Holzschnittes gegeben. — Aber auch der für die Geschichte der Reformationszeit Interessierte wird diese Mappe gern zur Hand nehmen, wenn er seine Vorstellungen von den wichtigsten der damals agierenden Gestalten wieder auffrischen will. Auch dies sind echte, unersetzliche Geschichtsquellen: etwa Karls V. junges, schon von Schwermut gezeichnetes Antlitz, wie es uns Hans Weidig überliefert hat, Luthers tiefes, troziges und noch nicht in Satttheit versunkenes Gesicht der Wartburgzeit, Melanchthons müde, von schwerer Melancholie überschatteten Züge — der erste Holzschnitt vom älteren, der zweite vom jüngeren Ernanach — oder der kühl-kluge, gleichsam gefrorene Kopf Jacob Fuggers, den Hans Burgkmair in einem der ersten farbig gedruckten Holzschnitte festgehalten hat. Da sind die Köpfe der großen Humanisten und kaiserlichen Räte, Vertreter jener Gesellschaftsschicht, die das bürgerliche Zeitalter heraufführte. So kann man bei der Betrachtung dieser Bilder, die übrigens einen sehr schönen Wandschmuck abgeben, auch soziologische und psychologische Studien treiben, die das rein historische Blickfeld hinter sich lassen.

Ferdinand Joseph Schöningh.

Schauspielerbildnisse

Das gedruckte Buch hat gegenüber dem Manuskript den Vorzug und den Nachteil der Endgültigkeit; an dem Wort, mit dem die Druckerfärberei das jungfräuliche Papier gezeichnet hat, läßt sich nicht mehr rütteln, Komma, Punkt und Ausrufungszeichen trennen und ermahnen herrschsüchtig und ihrer Macht bewußt, und jedes Satzgefüge steht für die Ewigkeit einer oder einiger Lesergenerationen gegründet. So ist für den Leser des Manuskriptes das fertige Buch ein neues und beinahe unbekanntes Werk, an das er nicht ohne Mißtrauen herangeht. Erst wenn er einige alte Bekannte trifft, Worte, Sätze oder gar ganze Abschnitte, die noch in seinem Gedächtnis haften, beginnt er, sich in dem Neuland zurechtzufinden und bei dieser zweiten Lektüre die eine oder die andere Eigenart des Autors besser zu erkennen und zu würdigen

als beim erstenmal. — Was dem schon vorher mit Stoff und Darstellung vertrauten Leser an den Schauspielerbildern auffällt, die Wolfgang Drews mit samt Schatten, Hintergründen und einigem hübschen Rankenwerk liebevoll nachgezeichnet hat (Die Großen des deutschen Schauspiels, Bildnisse aus zwei Jahrhunderten. Berlin, Deutscher Verlag. RM 7,50), ist die Ruhe und Bedachtsamkeit, mit der ein mit der überhitzten Atmosphäre des Theaters vertrauter Chronist Einzelzüge aus Überlieferung, Berichten der Zeitgenossen oder persönlicher Bekanntheit des Dargestellten und eigener Deutung zur Einheit der Charakterskizze und des Charaktergemäldes zusammenfügt. Diese Gelassenheit der Schilderung, die nur selten aufgegeben wird, etwa wenn besonders bedeutsame Perioden im Leben der Devrient, Sorma oder Rainz abgehandelt werden, ist oft in einen bewußt betonten Gegensatz zu dem leidenschaftlich bewegten Leben der Porträtierten gestellt. Das hat den Vorteil, daß nicht das Komödiantische, sondern die menschliche Gestalt des Schauspielers in den Vordergrund tritt, das Einmalige, Unwiederholbare, Persönliche, das, über die Vergänglichkeit eines Theaterabends triumphierend, die Kunst der Nachlebenden noch als Beispiel und Vorbild zu bestimmen vermag. So reicht auch in der nur dem Augenblick dienenden und wenig auf Dauer bedachten Welt der Rampe ein Geschlecht dem anderen seine Erfahrungen und Erkenntnisse weiter, und am Ende des Buches dämmert dem Leser allmählich die Einsicht, daß sich in der Geschichte des Theaters während der letzten Jahrhunderte gar nichts Wesentliches verändert und daß es die verschiedenen Stile, über die in Probefällen und Weinstuben oft leidenschaftlich gestritten wird, immer nebeneinander gegeben hat und wahrscheinlich immer geben wird, da sie durch die Wesensverschiedenheiten der Menschen auf der Bühne bestimmt werden. Aber diese Einsicht, neben verschiedenen anderen, ergibt sich ganz von selber und wird von dem Verfasser nicht mit belehrend erhobenem Zeigefinger verkündet, was wohl auch seinen Ansichten und Absichten gar nicht entspräche. — So wird der behutsam und unmerklich geleitete Le-

Der das Buch am Ende nur zögernd verlassen, wenn ihm zum Bewußtsein gekommen ist, daß er nicht allein einige Kapitel Theatergeschichte gelesen hat, die schließlich ja doch nur den Fachmann interessieren, sondern daß er bei der Lektüre einer Anzahl Menschen begegnet ist, die ihm vertraut und wert geworden sind: und von solcher Bekanntschaft nimmt man nur ungern Abschied.

Klaus Herrmann.

Eine Beichte

Durch ihre edle Form in vollendeten Versen, deren Zauber auch in der deutschen Übertragung von Eckart Peterich voll zur Geltung kommt, fesseln die „Sonette einer Griechin“ (Freiburg, Herder) beim ersten Durchblättern durch ihre klangvolle Schönheit. Dann aber überwiegelt der tiefe Gehalt dieser Beichte einer Frau, die durch ein Liebeserleben ging, letztes Glück empfangt, aber mit dem Geliebten nicht zur innersten Vereinigung gelangte, weil in ihm ihrem Tiefsten, dem Glauben an Gott, keine Antwort ward. Es ist der alte Zwiespalt zwischen Gefühl und Geist, der nur in der Religion rein gelöst werden kann. Aus dem Schmerz, der ihr die Kraft riß, ihr Erlebnis zu reiner Erinnerung zu häutern, nimmt sie ihre Zuflucht zum Herrn aller Dinge.

Die Bibel neu

Im der nicht wegzuleugnenden Bibelfremdheit weiter Kreise auch des christlichen Volksteils wirksam zu begegnen, ist unter dem Titel „Das ewige Wort“ die Bibel in neuer Auswahl und neuer Anordnung für jedermann erschienen (Leipzig, Klog. J. C. Hinrichs. NM 3, —). Der Text ruht auf Luthers Übersetzung, und nur dort sind Änderungen eingetreten, wo sie nicht dem Urtext entspricht. Im Alten Testament ist eine Anordnung gewählt, die nach dem geschichtlichen Ablauf sich ausrichtet. Hier ist der Eindruck von etwas Neuem besonders stark. Im Neuen Testament wurden die drei ersten Evangelien zu einem Buch zusammengefaßt. Einleitungen und allen Teilen vorangestellt, die immer wieder das einzige Ziel dieses Bemühens unterstreichen, den wesentlichen Inhalt der Bibel an den Leser unserer Tage heranzuführen. Hier ist eine Art Vorstufe zur

Bibel geschaffen, die nicht daran denkt, die Bibel selber zu ersetzen, sondern nur ihr den Weg zu bereiten.

Klassiker

Die sämtlichen Erzählungen von Alexander der Sergejewitsch Puschkin, herausgegeben und eingeleitet von Arthur Luther, sind in guter Betreuung erschienen (Dessau, K. Rauch. NM 8,50). Beste Übersetzer sind herangezogen, so der Herausgeber, Sigismund von Rabedei und Reinhold von Walter. In dieser Übertragung kommen die Wirklichkeitsnähe, die Schlichtheit, das Fehlen jeder Künsterei und die überwältigende Echtheit Puschkins zu starker Wirkung; neben der vollendeten Darstellung der einfachen und wahren Menschen mit russischen Herzen sind seine Erzählungen auch kulturhistorisch bedeutsam. Die geleistete Arbeit ist philologisch durchaus exakt. Sie bringt auch verschiedene Fassungen und Fortführungen von Fragmenten, wie „Der Mohr Peters des Großen“, und zu den „Ägyptischen Nächten“. Puschkins Selbstporträt aus dem Jahre 1829 ist der Ausgabe vorausgesetzt. — Von der besten Ausgabe von Adalbert Stifters Werken (Leipzig, Insel-Verlag) ist Bd. V erschienen, enthaltend „Witiko“. Auch hier hat Max Stefl ein feines Nachwort geschrieben und dankenswerterweise auch ein Personenverzeichnis hinzugefügt, das dem Leser zweifellos die Übersicht über die Fülle von Personen erleichtert. In diesem Roman, der bekanntlich den ersten Teil der Geschichte des Geschlechts der Rosenberge bilden sollte und an dem Stifter durch fünfzehn Jahre seines Lebens gearbeitet hat, wird keine Historie gegeben, sondern die geschichtliche Wirklichkeit, dichterisch gestaltet, in einem Stil, der letzte Objektivität des Dichters gegenüber seinen Personen zeigt. Stifter selber schrieb über das Leitmotiv bei dieser Seite seines Schaffens: „... Mir haben unter Walter Scotts Romanen die am besten gefallen, in denen das Völkerleben in breiteren Massen auftritt, wie z. B. in den ‚Presbyterianern‘. Es erscheinen da bei dieser Art die Völker als großartige Naturprodukte aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, in ihren Schicksalen zeigt sich die Abwicklung eines riesigen Gesetzes auf, das wir in bezug auf uns das Sittengesetz nennen, und die Um-

wälzungen des Völklerlebens sind Verklärungen dieses Geschehes. Es hat etwas geheimnisvoll Außerordentliches. Es erscheint mir daher in historischen Romanen die Geschichte die Hauptsache und die einzelnen Menschen Nebensache, sie werden von dem großen Strom getragen, und helfen den Strom bilden. . . " Stefl hat, wie es bei seinem Verantwortungsbewußtsein selbstverständlich ist, auch hier wiederum dafür gesorgt, daß uns Stifters Worte rein und unverfälscht gebracht werden. Wir weisen unsere Leser darauf hin, daß Stefls unermüdlige Arbeit für Stifters Werk auch eine Neuausgabe der Erzählung „Der Waldgänger“ (Graz, Verlag Styria) und von „Die Pechbrenner“ (Karlsbad, A. Kraft) gezeitigt hat; die letztere Erzählung ist bekanntlich die erste Fassung des „Granit“ aus den „Bunten Steinen“.

Literaturwissenschaft

Der „Goedeke“ ist für jeden Studenten der Germanistik ein so fester Begriff wie das unentbehrlichste Handwerkszeug in andern Wissenschaften. Bekanntlich gibt „Goedeke's Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ in sieben Bänden eine Übersicht über alle deutschen Literaturdenkmäler und alle Daten über sie in Lückenlosigkeit und vorbildlicher Genauigkeit. Ursprünglich sollte er nur bis zu Goethes Tode gehen, aber Goedeke selbst bereitete schon die Fortsetzung bis zur Gegenwart vor. Im Jahre 1929 beschloß die Preussische Akademie der Wissenschaften, nachdem eine Zeitspanne vergangen war, in der die Arbeit nicht hatte gefördert werden können aus verschiedenen Gründen, die Weiterführung der unentbehrlichen Arbeit für die Jahre 1830 bis 1880. Freilich konnte die bisher durchgeführte Vollständigkeit in der Aufführung der Namen nicht mehr erreicht werden, weil der Band dann ins Uferlose ausgewuchert wäre. Nun hat Georg Minde-Pouet die neue Arbeit so weit gefördert, daß die erste Lieferung, umfassend die Bogen 1–13 des 1. Bandes, erscheinen konnte (Dresden, L. Ehlermann. RM 18,–). Nicht mit berücksichtigt sind alle lebenden Schriftsteller und die, die schon in früheren Bänden vorkommen. Selbstverständlich findet jetzt auch

die auslanddeutsche Dichtung ihren Platz. Mit kluger Überlegung sind die notwendigen Änderungen in der früheren Anordnung durchgeführt: sie ist jetzt rein alphabetisch. Je nach der Bedeutung der einzelnen Schriftsteller ist die Behandlung ausführlicher oder weniger ausführlich. Anonyme und pseudonyme Schriften sollen einem Schlußband Aufnahme finden. Die viel entbehrte Fortführung kann nur auf das lebhafteste begrüßt werden. — In der „Germanischen Studien“, herausgegeben von Walther Hoffstaetter (Berlin, E. Ebnering), sind wertvolle Einzeluntersuchungen in den Hefen 221 bis 223 erschienen. Eva-Maria Woelker untersucht am Chanson de Roland, dem Rolandslied des Pfaffen Konrad und dem Königin Rother die „Menschengestaltung in vorhöfischen Epen des 12. Jahrhunderts“ (RM 11,40) mit der Kennzeichnung der drei verschiedenen Behandlungsarten als heldisch, geistlich und spielmännisch. In einem letzten Teil wird dann an Chrestiens „Yvain“ und Hartmanns „Iwein“ die Menschengestaltung im höfischen Roman untersucht. Diese gründliche Arbeit behauptet ihren vollen Rang in der Wissenschaft. — Robert Petzsch hat unter dem Titel „Deutsche Literaturwissenschaft“ (RM 12,50) Aufsätze zur Begründung der Methode zusammengestellt. Er behandelt die Frage nach dem Wesen der deutschen Dichtung und nach den Faktoren, die die Richtung der deutschen Literaturwissenschaft letztlich bestimmen. Ausgehend von Schillers Ästhetik unter starker Einbeziehung der heutigen Philosophie stellt er die Lehre von den „menschlichen Werten“ auf. — „Die Balladenbücherei im Berliner Tunnel über die Spree“ behandelt Ernst Kohle (RM 16,20) und bringt wesentliche neue Aufschlüsse über Graf Strachwitz, Ernst Ludwig Scherenberg und am ergiebigsten über Theodor Fontane, für den das aus der Berliner Universitätsbibliothek aufbewahrte Archiv des Tunnels eine genaue Chronologie seiner Dichtungen von der Herwegh-Zeit bis zu seinen Meisterballaden gibt, eine Ergänzung unseres Wissens, die allen Fontane-Freunden im höchsten Maße willkommen sein muß. — In

Berlin

neue Heft der

„Deutschen Rundschau“

vorrätig bei folgenden Buchhandlungen:

Lang'sche Buch- und Kunsthandlung,
Kantstr. 164

Handlung Karl Buchholz,
Leipziger Straße 119/20

Alvary & Co., Friedrichstr. 194/199

enberg-Buchhandlg., Tauentzienstr. 20

er'sche Buchhandlung,
W 8, Französische Straße 34

r'sche Buchhandlung,
Kurfürstendamm 212

sch nicht auf die „Deutsche Rundschau“
ist, lasse sich Musterexemplare vorlegen.

**Wer entdeckt
„Bayer“ Arzneimittel?**

Es sind Forscher von Ruf, ernste Männer der Wissenschaft, Pioniere des Fortschritts. Wenn sie ein Heilmittel zur Verwendung freigeben, dann hat es erfolgreich die schwierigsten Prüfungen überstanden. Dafür bürgt das „Bayer“-Kreuz.



JOSEF WINSCHUH

DER PARTNER

In diesen „Wirtschaftseindrücken einer Italienreise“ entwirft Dr. Josef Winschuh, den die Leser der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ und der Wochenzeitung „Das Reich“ als Verfasser lebendig und konstruktiv gestalteter Wirtschaftsberichte kennen, ein Bild des arbeitenden Italiens, seiner Leistungen in zwei Jahrzehnten stürmischer Industrialisierung, seiner Nachkriegspläne und Zukunftshoffnungen. Es überrascht, wieviel dabei zur Sprache kommt, was allgemein noch wenig oder überhaupt nicht bekannt ist; es wird uns bewiesen, daß wir vom Wirtschaftlichen her gesehen unseren Achsenpartner nicht entfernt so gut kennen wie etwa England oder Amerika. Im übrigen werden immer wieder Vergleiche zwischen Italien und Deutschland gezogen, und es versteht sich von selbst, daß oft vom „Europa von morgen“ gesprochen wird. Wie in seinen Zeitungsaufsätzen wendet sich Winschuh auch hier an ein breites Publikum — deshalb ist dieses Buch, das eine trockene wirtschaftspolitische Abhandlung hätte werden können, ein richtiges „Reisebuch“ geblieben, das auf 104 Seiten eine Fülle von Eindrücken vermittelt, voller Spannung, voller Neuigkeiten und Überraschungen.

1.80 Mark.

UTSCHER VERLAG BERLIN

den „Schweizer anglistischen Arbeiten“ (Wern, A. Franke) sind erschienen „Martin F. Tupper and the Victorian middle class mind“ von Ralf Buchmann (Fr. 9,50) und von Britta Marian Charleston „Studies on the Syntax of the English verb“ (Fr. 11,—), beide in englischer Sprache. Die erste Arbeit stellt die Ideen und Ideale der viktorianischen Mittellasse ausführlich dar, die zweite Arbeit ist eine rein grammatikalische Studie über das verbum finitum des frühen 18. Jahrhunderts.

Erzähltes

Aus der bewegten Geschichte der Siebenbürger Sachsen, aus der er schon fünf historische Erzählungen in einem Buche „Sachsen-ehre“ formte, hat nun F r i e d r i c h R e i m e s c h den Stoff zu einem Roman gewonnen: „Siebenbürgische Hochzeit“ (Bayreuth, Gau-Verlag Bayerische Ostmark. RM 6,—). Er spielt im 14. Jahrhundert und behandelt die Stellung der Sachsen zum ungarischen König Karl Ludwig von Anjou und das Ringen der Sachsen gegen einen Wojwoden, der aus persönlichen Herrschaftsgründen den Sachsen ihre alten

Freiheiten nehmen wollte. Die Sachsen griffen zu den Waffen, ihr Führer, der Königsrichter Henning von Petersdorf fällt, aber die Sachsen gewinnen beim König eine Stellung, die ihnen die beschworenen Freiheiten läßt. Reimesch erzählt vom dem tüchtigen und mannhaften Leben der Sachsen, behaglich verweilend bei dem Eigenarten seines Stammes, in so bunter und anregender Form, daß grade die Jugend gerne zu diesem historischen Roman greifen wird, der voll Abenteuer und Kraft ist. — Den Versuch zur Wiedererweckung zweier Erzählungen von Friedrich Halms, der bekanntlich ein Reichsfreiherr von Münch-Bellinghausen war, macht H. W. Herrmann: „Das Haus an der Veronabrücke“ (Breslau, W.G. Korn. RM 4,80). Die erste Erzählung, „Das Haus an der Veronabrücke“, spielt zur Renaissancezeit in Norditalien und behandelt die Geschichte großer und wilder Leidenschaften an einem heiklen Thema, während die zweite, „Die Marzipanlilie“, eine Art vorweggenommener Kriminalgeschichte ist, ohne ganz glaubhaft zu werden. Halms Dramen sind nicht mehr lebendig, der ausgeglichene Stil seiner Prosaerwerke gibt aber diesen noch Gegenwartsinteresse.

Rudolf Pechel

Verzeichnis der Mitarbeiter

Botschafter a. D. Graf Botho von Wedel, Philippsburg b. Leer — Professor Ludwig Bergsträsser, Darmstadt — Dr. Wolfgang Hochheimer, Berlin — Hildegard Ahemm, Berlin — Dr. Ferdinand Joseph Schöningh, München — Klaus Herrmann, Berlin

Hauptchriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grünwald, Fernruf: Berlin 891267 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin/Leipzig • Gesamtauslieferung Elbe & Co., Leipzig C 1, An der Mischinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%.

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171 App. 34. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Naab, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.

Georg Stämmle

der und Kämpfer vom ewigen Reich

Was uns stark macht

Gedanken zur deutschen Aufgabe
111 Seiten Pappband 2,20 RM

wunderbarer klarer Sprache eröffnet
Stämmle den Blick für das Wesentliche. Selten
eignet man einem so reichen, von heiligem
St und tiefem Wissen durchglühten Buch.

Im Herzschlag der Dinge

Deutsche Bekenntnisse
142 Seiten. Leinen 4,— RM

gibt wenig Bücher, die von Amtswegen
von den Hütern unseres Schrifttums dem
Volk vermittelt zu werden verdienen
dieses Werk völkischer Selbstbesinnung.

Kampf / Arbeit / Feier

Losungen und Werksprüche
fürs junge Deutschland
79 Seiten. Kart. 0,90, Leinen 1,80 RM

Worte, die sich jedem Herzen einhämmern,
Worte, die auch in unserer Feiargestaltung
nützlich sein werden, Worte vom Volk und
über das ewige Schicksal der Deutschen.

Streit und Stille

Gedichte
80 Seiten. Leinen 2,80 RM

kämpferisch und versonnen, hart und tiefzart,
gebunden und wiederum allen Zeiten
vordrückt tritt uns diese Lyrik entgegen mit der
Heiligkeit männlich-heroischen Lebensgefühls.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen
Schrift A 143 kostenlos vom Verlag



Verlag Georg Westermann
Braunschweig

Politik als Kunstwerk

Ein kostbarer Fund:

Neue Bismarck- Gespräche

Mitgeteilt u. erläutert v. Helmut Krausnick.

80 Seiten. Kartonierte RM. 1.80.

Mit überlegener Unbefangenheit äußert sich Bismarck in den von Helmut Krausnick im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv entdeckten und hier erstmalig mitgeteilten Gesprächen zu den großen europäischen Themen der achtziger Jahre. Sie offenbaren seine ganze staatsmännische Virtuosität und Feinfühligkeit in der Behandlung politischer Probleme und zeigen gerade in den überraschenden und scheinbar widerspruchsvollen Stellungnahmen des Kanzlers die übergeordnete Logik seiner großen Ziele. Er selbst bezeichnet es als sein wesentlichstes Bestreben, die Welt davon zu überzeugen, „daß eine deutsche Hegemonie nützlicher und unparteiischer, auch unschädlicher für die Freiheit anderer Völker wirkt als eine französische, russische oder englische“.

Die im Anhang wiedergegebenen Äußerungen Wilhelms II. erhellen in dramatischer Weise die gegenseitige Einschätzung von Monarch und Kanzler in einer ebenso reizvollen wie unheilverkündenden Gegenüberstellung.

„Die ‚durchgehenden Wesenszüge‘ der Politik Bismarcks, Ergebnis der realistischen Erkenntnis ewig gleichbleibender Voraussetzungen unserer nationalen Entwicklung, verpflichten jedes deutsche Geschlecht, das sein Schicksal meistern und sein Leben sichern will.“
(Völkischer Beobachter.)

Zu beziehen durch den Buchhandel.

HANSEATISCHE
VERLAGSANSTALT
HAMBURG

Soeben erschienen:

Ein umfassendes Werk über die deutsche Sprache

DR. HENRIK BECKER

Deutsche Sprachkunde

Es gibt noch für keine Sprache der Welt ein Werk, das alles Wichtige von den verschiedenen Seiten zusammenträgt und in großer Ordnung vorträgt. Die deutsche Sprache muß hier auch bahnbrechende Arbeit leisten. Das Werk soll in mehreren in sich geschlossenen Betrachtungen in immer weiteren Kreisen, die Umwelt der deutschen Sprache durchwandern.

1. Band: Sprachlehre

Geheftet RM. 10.—, Leinen RM. 12.—, 345 Seiten

Inhalt des 1. Bandes:

Der erste Sprachvorgang: DIE FÜGUNG. Das Wort in der Fügung / Die fünf Sinnwortarten / Setzen, Beifügen, Nebenordnen / Der Zeitwortrahmen / Die Wortstellung / Formen der Wiederholung / Die Übereinstimmungen / Fügungskräfte und -nöte

Der zweite Sprachvorgang: DIE KÖRPER. Der Lautstoff / Sinnlaute und Sinnöne / Lautwechsel und Beugung / Die Silbe / Schreiben und Drucken / Die Rechtschreibung / Sonderschriften / Das Denken

Der dritte Sprachvorgang: DIE WIRKUNG. Der Sprachstil / Vortrag und Ausstattung / Die Schmuckformen / Vers und Strophe / Rätsel und Geheim-sprachen / Witz und Künstelei

Der vierte Sprachvorgang: DIE ORDNUNG. Plan, Anfang und Schluß / Ablauf, Reihung, Schichtung / Die Mitteilung / Das Gespräch / Der Beweis / Viererlei Beschreibung / Die Erzählung / Das Schauspiel

Der fünfte Sprachvorgang: DER AUSDRUCK. Allgemeine Besitzurteile / Die Geschehensart / Ort, Zeit und Grund / Die Stufungen / Gruppe, Zahl und Geschlecht / Der Begriffsschatz / Der Begriffszuwachs / Die Wortsippe / Die Deutung

Weitere Bände in Vorbereitung

Nicht nur der Wissenschaftler, auch der interessierte Laie wird dieses Standardwerk über die deutsche Sprache mit starker Anteilnahme und reichem Gewinn lesen. Sonderprospekt steht zur Verfügung!



VERLAG PHILIPP RECLAM JUN. LEIPZIG

Ein wichtiges Buch!

WILHELM IHDE

Wegscheide 1789

Darstellung und Deutung eines Kreuzweges
der europäischen Geschichte

544 Seiten. Geb. RM. 9,60

Ein Presseurteil:

„Wilhelm Ihde, der mit der Schriftenreihe 'In Deutschlands Namen' bereits seit langem einer geschichtlichen Vertiefung nationalsozialistischen Empfindens zu dienen bemüht ist, hat nunmehr in einem großangelegten Werk die wesentlichen Elemente der Französischen Revolution zu bestimmen unternommen und ihnen die Gegenkräfte mit bewußter Deutlichkeit gegenübergestellt. Es ist ein Buch der Auseinandersetzung mit der wissenschaftlichen Literatur, zugleich aber ein Buch der politischen Leidenschaft. Der Verfasser macht kein Hehl daraus, wie sehr er die französischen Revolutionäre verabscheut. Sein stärkster Haß gilt dem 'Châtelain', dem Fürst der Plagiatoren und Papst der Demokratie' Jean Jacques Rousseau als dessen eigentliches Laster Ihde seine 'abgründige Staatsfeindlichkeit' bezeichnet. Mit bemerkenswerter Schärfe wird freilich auch das Bild des alten Frankreichs gezeichnet; die Figur Ludwigs des Sechzehnten etwa erscheint in noch düstererem Licht als gewöhnlich. Der Autor untersucht dann, inwiefern sich die angelsächsische Welt von der Frankreichs nach 1789 unterscheidet. Die volle Wärme seines Herzens und seiner Darstellung aber gehört dem dritten Teil seines Buches, in dem er der Französischen Revolution ihr absolutes Gegenüberstellt: das Preußen Friedrichs des Großen und seinen Geist. Ihde findet den eigentlichen Wert Preußens im Begriff der Pflicht, der ein Handeln in der Gemeinschaft voraussetzt — einer Gemeinschaft, die der Führung bedürfte und sie forderte.“

Frankfurter Zeitung

LÜHE-VERLAG
LEIPZIG / BERLIN